

LUIGI GIUSSANI

ENTSCHEIDUNG  
FÜR DIE EXISTENZ

Edition Nuovo Mondo

ENTSCHEIDUNG FÜR DIE EXISTENZ

Luigi Giussani

ENTSCHEIDUNG  
FÜR DIE EXISTENZ

Edition Nuovo Mondo

## INHALT

VORWORT: Er drängt sich nicht auf, sondern entspricht	7
Die Evidenz des Faktums anerkennen	17
Eine Gegenwart, der es nachzufolgen gilt	25
Ein Vorschlag, den es zu verifizieren gilt	31
Die Verifizierung als Unterpfand	37
Die Bejahung der Werte und die Praxis	45

Originaltitel

*Decisione per l'esistenza*

© Fraternità di Comunione e Liberazione

© 1998 Coop. Edit. Nuovo Mondo, Milano

für die deutschsprachige Ausgabe

Alle Rechte vorbehalten

Erste deutschsprachige Ausgabe

April 1998

Eine Originalfassung des Textes befindet sich unter anderem in:  
Luigi Giussani: *Alla Ricerca del volto umano*, Rizzoli, Mailand 1995,  
Seite 9 -125

Übersetzung

Dr. Martin Groos

Gesamtherstellung

Ultreya, Mailand

Printed in Italy  
by Ingraf, Milano

ER DRÄNGT SICH NICHT AUF,  
SONDERN ENTSPRICHT

Das größte Hindernis für unseren menschlichen Weg ist die „Vernachlässigung“ des Ichs. Im Gegensatz zu dieser „Vernachlässigung“, das heißt im Interesse für das eigene Ich, besteht der erste Schritt eines wirklich menschlichen Weges.

Es scheint selbstverständlich, daß man dieses Interesse zeigt, aber das ist es keineswegs: Es genügt, zu sehen, welche großen Abgründe an Leere sich im täglichen Geflecht unseres Bewußtseins öffnen, welcher Verlust des Gedächtnisses. In der Tat lassen sich die konstitutiven Faktoren des menschlichen „Subjektes“ nicht im Abstrakten erfassen, sie sind kein „Vorurteil“, sondern erweisen sich als evident im Ich, wenn es handelt, dann, wenn sich das Subjekt auf die Wirklichkeit einläßt.

Um das Wort „Ich“ gibt es heute eine große Verwirrung. Dennoch liegt im Verständnis dessen, was *mein Subjekt ist*, das erste Interesse. In der Tat steht mein Subjekt im Zentrum, an der Wurzel jeder meiner Handlungen (auch das Denken ist eine Handlung). Die Handlung ist die Dynamik, mit der ich in Beziehung zu jedweder Person und Sache trete. Wenn man das eigene Ich vernachlässigt, ist es unmöglich, daß die Beziehungen zum Leben wirklich meine Beziehungen sind, daß das Leben selbst (der Himmel, die Frau, der Freund, die Musik) wirklich mein sind.

Um ernsthaft *mein* sagen zu können, bedarf es einer Klarheit in der Wahrnehmung des Bestands des eigenen Ichs. Nichts ist so faszinierend wie die Entdeckung der wirklichen Dimensionen des eigenen „Ichs“, nichts ist so reich an Überraschungen wie die Entdeckung des eigenen menschlichen Antlitzes.

Und nichts ist so bewegend wie die Tatsache, daß Gott Mensch geworden ist, um die endgültige Hilfe zu bringen, um behutsam,

zärtlich und mit Kraft den mühevollen Weg eines jeden auf der Suche nach seinem eigenen menschlichen Antlitz zu begleiten. Gott zeigt seine Vaterschaft nicht nur in der Erschaffung eines jeden Dinges und in der Herrschaft über die Schicksale und die Lebensumstände; er zeigt sie auch besonders darin, daß er sich uns als unvorhergesehener und unvorhersehbarer Weggefährte auf dem Weg zugesellt, auf dem jeder in der Gestalt der eigenen Bestimmung wächst.

Die erste Feststellung zu Beginn einer jeden ernsthaften Untersuchung über die Struktur des eigenen Subjektes besteht darin, daß die Verwirrung, die heute hinter der zerbrechlichen Maske (fast ein *flatus vocis*) unseres Ichs herrscht, zum Teil von einem Einfluß außerhalb unserer Person herrührt. Man muß sich sehr genau den entscheidenden Einfluß vergegenwärtigen, den das auf uns ausübt, was das Evangelium „die Welt“ nennt, und was sich als Feind einer dauerhaften, würdigen und bestandfähigen Bildung einer menschlichen Persönlichkeit zeigt. Es gibt einen äußerst starken Druck von seiten der Welt um uns herum (durch die Massenmedien oder auch durch die Schule, die Politik), der jeden Versuch einer Bewußtwerdung des eigenen Ichs beeinflusst und schließlich – wie ein Vorurteil – verhindert. Paradoxerweise sind wir, wenn man uns in der Straßenbahn oder in der Schule auf den Fuß tritt, sofort bereit, zu reagieren und zornig zu werden. Wenn es jedoch geschieht, wie es tatsächlich geschieht, daß unsere Persönlichkeit, unser Ich, ganz erdrückt, im wörtlichen Sinne unterdrückt und so eingeschüchtert wird, daß sie wie benommen bleibt, dann ertragen wir das gestrost alle Tage.

Das Ergebnis einer solchen Unterdrückung oder Einschüchterung ist offensichtlich: Das Wort „Ich“ ruft inzwischen bei der großen Mehrheit eine konfuse, wechselhafte Vorstellung hervor, es ist ein Begriff, den man aus Bequemlichkeit als bloße Bezeichnung benutzt (wie „Flasche“ oder „Glas“). Aber hinter dem kleinen Wort schwingt nichts mehr, was kraftvoll und klar darauf hinweisen würde, welche Art von Auffassung und von Gefühl ein Mensch vom Wert des eigenen Ichs besitzt.

Deshalb kann man sagen, daß wir in Zeiten leben, in der eine Zivilisation zu Ende zu gehen scheint: In der Tat entwickelt sich eine Zivilisation in dem Maße, in dem das Hervortreten und Klären des Wertes des einzelnen Ichs gefördert wird. Wir leben in einem Zeitalter, in dem stattdessen eine große Verwirrung im Hinblick auf den Inhalt des Wortes „Ich“ gefördert wird.

Die unausweichliche und im wörtlichen Sinne tragische Konsequenz einer solchen Verwirrung, in der sich die Wirklichkeit des Ichs „auflöst“, ist die „Auflösung“ des Begriffes „Du“.

Der Mensch von heute kann zu niemandem bewußt „Du“ sagen. Darin liegt die letzte und scheinbar verborgene Wurzel der Gewalt und des Strebens nach Macht, die heute weithin die üblichen Beziehungen unter den Personen bestimmen: In der Tat haben sie vor allem ihre Grundlage in der systematischen Reduktion des anderen auf einen nach Besitz und Nutzen orientierten Plan, im Fehlen jedweden Staunens und Gerührtseins über die Existenz des anderen.

Die Verwirrung, die die Merkmale des menschlichen Antlitzes entstellt, ist der Gipfel einer Krise, die sehr genaue historische und, so könnte man sagen, existentielle Gründe hat. Dies geht soweit, daß in der individuellen Erfahrung eines westlichen Menschen unserer Zeit dieses Entstehen von Verwirrung wieder auflebt, und zwar gemäß derselben Abfolge von Schritten, die in der Geschichte stattgefunden hat: Individuelle Erfahrung und geschichtliche Erfahrung stimmen überein. Wie wir an anderer Stelle aufgezeigt haben (Vgl. *Il senso di Dio e l'uomo moderno*, Rizzoli 1994, S. 88ff.), gab es eine Epoche, in der sich im Menschen der Anspruch ausgeweitet hat, Maß und folglich Herr der Wirklichkeit zu sein. Es handelte sich um einen Humanismus, in dem die Vernunft – die das Instrument ist, mit dem der Mensch sich auf die Wirklichkeit öffnet, bis hin zu ihrem letzten Horizont des Geheimnisses – nicht mehr als Öffnung verstanden wurde, sondern als Maß, als letzte Garantie der Existenz des Wirklichen selbst, als Käfig, in den die unerschöpfliche Natur der Wirklichkeit hineingezwängt wird. Der Mensch hat sich zum Maß aller Dinge aufgerichtet, mit dem Ergebnis, daß alle Dinge reduziert wurden auf das Maß seiner Fähigkeiten und seiner Macht über sie. Man hat den Anspruch erhoben, die Würde und den Wert des menschlichen Seins selbst auf die eigenen Fähigkeiten und auf den glücklichen Ausgang der Bestrebungen nach Macht und Herrschaft über die Wirklichkeit zu gründen. In dieser Wandlung hat die Vielfalt der Faktoren, aus denen die menschliche Persönlichkeit und das menschliche Zusammenleben bestehen, aufgehört, sich auf eine Einheit hin auszurichten. Die Gestalt des Heiligen weist auf das beispielhafte Bild einer menschlichen Persönlichkeit hin, die eine nicht zersplitterte Erfahrung des eigenen Ichs, des Kosmos und der Geschichte lebt; hier wird sie ersetzt durch den Menschen als Gottheit, der danach strebt, seine Herrschaft in einem oder mehreren Bereichen der Wirklichkeit aufzuzwingen, die nunmehr in einer fragmentarischen Weise verstanden wird. In einer solchen Fragmentierung der Erfahrung ist Gott eine unnütze Wirklichkeit geworden, insofern als die Beziehung zu Gott, auch wenn man sich dazu bekennt, als Beziehung zu einem Abstraktum verstanden wird, als ein Faktor, der für die Bestimmung der konkreten Entwicklung der Existenz

nicht entscheidend ist. Im Selbstbewußtsein des Individuums und in seinem irdischen Abenteuer hat die Gegenwart Gottes selbst begonnen, als feindlich empfunden zu werden. Zu diesem Übergang haben eine Vielzahl von Faktoren beigetragen – kulturelle, psychologische und kirchliche –, die wir an anderer Stelle untersucht haben (vgl. ebd. S. 88ff.) Tatsächlich ist die Epoche, die auf jene Zeit folgte, die die mittelalterliche genannt wird, geprägt von diesem Anspruch des Menschen, in der Bestimmung des eigenen Antlitzes und der eigenen Beziehung zur Wirklichkeit ohne Gott auszukommen.

Das Sich-Erschöpfen dieses Anspruchs fällt ineins mit seiner äußersten Zuspitzung.

In der Tat ist in all diesen Jahrhunderten evident geworden, wie unfähig der Mensch ist, das eigene Antlitz anzuerkennen und in eine angemessene Beziehung – das heißt eine Beziehung, die nicht geprägt ist von der Lüge, von der Zensur oder von dem Besitz, der nur Trümmer hinterläßt – zu der Wirklichkeit zu treten, in der er lebt. Nachdem Gott als Ursprung und als Gesetz des Wirklichen ausgelöscht wurde, ist die Wirklichkeit unverständlich und ungreifbar geworden, und in ihr der Faktor, der der Ort des Selbstbewußtseins sein sollte: das Ich. So wäre in solcher Verwirrung die einzige Kraft, die scheinbar der natürlichen Neigung der Menschen entgegenkommt, sich zusammenzuschließen und zu kommunizieren, jene Kraft, die durch die Macht garantiert wird und zwar in ihrer doppelten Ausfaltung als alles nivellierende Mode und als Instrumentalisierung. Das tragische Gefühl dieser Niederlage wird auf bewegende und klare Weise in allen großen Werken des künstlerischen und philosophischen Geistes unserer Zeit bezeugt: ein Zeugnis, in dem der tragische Sinn des Lebens zusammenlebt mit einer bisweilen aufbrechenden großen Schwermut wegen einer Bedeutung und wegen einer Gegenwart (Gott), deren Existenz man erahnt, aber von der man weder das Antlitz noch die Wohnung kennt. „Es gibt ein Ziel, aber keinen Weg“ (Franz Kafka, Aphorismen-Zettelkonvolut Nr. 26, in: *Nachgelassene Schriften und Fragmente II*, Frankfurt/Main 1992, S. 118) hat Kafka gesagt und damit in tiefer Klarheit den seltsamen Widerspruch zum Ausdruck gebracht: Aufgrund ihrer Natur nimmt die Vernunft die Existenz eines Zieles, die Existenz der Wahrheit wahr, aber alles scheint verdunkelt, jede Brücke, die der Mensch zwischen sich und diesem Ziel ausspannt, ist zum Zusammenbruch bestimmt – es gibt keinen Weg. Der Urteilsspruch Kafkas verdammt alle zur Verzweiflung, doch indem er mögliche Initiativen des „Zieles“ uns gegenüber nicht zuläßt, begeht er eine letzte Unredlichkeit gegenüber der Vernunft. Indem er dies tut, zieht er den Menschen tatsächlich aus jedweder Spannung und Erwartung angesichts des Geheimnis-

ses der Existenz zurück und wirft ihn in eine groteske „irrationale Sicherheit“; denn die Vernunft würde, wenn sie frei ist, beständig versuchen, den „Weg“ wiederzufinden, indem sie jede Möglichkeit offen läßt. Die Kategorie der „Möglichkeit“ ist in der Tat jene Kategorie, die am besten die Dynamik der Vernunft bezeichnet, was auch immer die Methode sein mag, der sie folgt (vgl. Luigi Giussani, *Zum Unendlichen offen. Die Frage nach dem religiösen Sinn*. Einsiedeln 1992, S. 84).

In der Verwirrung über das tiefste Antlitz des eigenen „Ichs“ und der Wirklichkeit reift heute ein äußerster Versuch, diese Flucht aus der Beziehung mit dem unendlichen Geheimnis fortzusetzen, das doch jeder vernünftige Mensch am Horizont und am Ursprung jeder menschlichen Erfahrung sieht: Man muß dem Leben jedweden letzten Bestand absprechen. Wenn sich die Wirklichkeit der beanspruchten Herrschaft des Menschen zu entziehen scheint, ist die letzte Quelle des Stolzes die Verneinung jedweden Bestandes der Wirklichkeit; alles wird gleichermaßen willkürlich als eine Illusion oder als ein Spiel betrachtet. Wir können das, was heute die Art des Denkens und des Schauens bestimmt und von der vorherrschenden Kultur aufgezwungen wird, als Nihilismus bezeichnen. Aber es handelt sich um einen Nihilismus, der nicht einmal mehr ein tragisches Gefühl für die Niederlage bewahrt, die ihn selbst verursacht. Vielmehr verschleiert er dieses Gefühl durch eine verlogene Reduktion von allem auf ein Spiel, auf eine willkürliche Einladung zum Skeptizismus und zur moralischen Leichtfertigkeit.

Die Begegnung mit dem christlichen Ereignis ist seit zweitausend Jahren die Begegnung mit einem menschlichen Phänomen (einem Menschen, einer Gemeinschaft von Personen), in dem die Leidenschaft für die Entdeckung des eigenen Antlitzes und die Öffnung auf die Wirklichkeit auf „sonderbare“ Weise wach werden. Diese Leidenschaft wird beständig durch etwas erweckt, das nicht das Ergebnis von Gedanken oder besonderen Philosophien ist.

Die ersten beiden, die Jesus an den Ufern des Jordans folgten, sind – nach Maria – die ersten Protagonisten einer geheimnisvollen Wiedereroberung des Menschlichen: Sie waren die ersten Protagonisten der Begegnung mit Christus, mit einer außergewöhnlichen Gegenwart in der Geschichte. In dem Evangelium, in dem Johannes nach vielen Jahren seine Erinnerung an jenen Tag niederschreibt – daß sie Jesus am Jordan begegneten, daß sie ihm nach den „sonderbaren“ Worten des Täufers, der auf Ihn hinwies, folgten, daß sie bei ihm zuhause waren, nachdem er auf ihre Frage einfach geantwortet hatte: „Kommt und seht!“ –, sind all diese Begebenheiten nur knapp angedeutet (vgl. Joh. 1,35 ff.). Dennoch ist

diese Episode, wie François Mauriac in seinem Buch *Das Leben Jesu* erkennt, die bewegendste Stelle des Evangeliums (François Mauriac, *Leben Jesu*, Freiburg i.Br. 1936, S. 24). Es wird in der Tat von einer Begegnung erzählt, präzise, geschichtlich (er erinnert sich noch an die Zeit, es war um die zehnte Stunde!), dennoch bleibt in der Aufzeichnung, die der Jünger im Evangelium niederschreibt, fast alles implizit. Wir können uns dieses Implizite gut vorstellen, da es nachher ja explizit geworden ist und das Leben der beiden Fischer dadurch verändert worden ist. Doch ihre Menschlichkeit und ihr Herz werden bereits in jener ersten entscheidenden Begegnung von einer Vorahnung, von einer anfänglichen, aber deutlichen Evidenz durchdrungen worden sein: so wie dieser Mensch hatte noch nie jemand zu ihnen gesprochen, einem Menschen wie diesem waren sie noch nie begegnet. Wieviel mehr haben sie nach vielen Jahren im Vergleich zu diesem Tag gesehen und, wenn auch noch verworren, verstanden, was er an jenem Tag zu sagen begonnen hatte. Gleichwohl bleibt die ganze Außergewöhnlichkeit dieser Begegnung in den Augen des altgewordenen Apostels vollständig erhalten. Ihr Herz hatte an jenem Tag eine Gegenwart getroffen, die unerwartet und offensichtlich der Sehnsucht nach Wahrheit, nach Schönheit, nach Gerechtigkeit entsprach, jener Sehnsucht, die ihre einfache und nicht anmaßende Menschlichkeit ausmachte. Auch wenn sie ihn tausend Mal verrieten und mißverstanden, von diesem Moment an sollten sie ihn nie mehr verlassen, sie wurden die „Seinen“.

Sofort hatte jene Gegenwart in ihr Leben die Dringlichkeit einer Veränderung, einer Erfüllung ihrer eigenen Menschlichkeit eingeführt – und zwar so kraftvoll, daß die Geschichte durch ihr Handeln verändert werden sollte und die Heiligkeit in die Welt eintreten sollte als zuvor nicht denkbare Erfahrung menschlicher Reinheit und Fruchtbarkeit. Das christliche Ereignis besitzt in der Tat als unausweichliche Konsequenz die Einführung einer neuen Art von „Moralität“. Sie erblüht nicht durch das Befolgen von Regeln, die letztlich, wenn auch auf subtile Weise, (auch in der vermeintlichen individuellen Moral) von der allgemeinen Mentalität diktiert werden und folglich von der Macht, die diese Mentalität am meisten beeinflußt. Diese Moralität erblüht vielmehr durch die Anerkennung einer außergewöhnlichen Begegnung. Es handelt sich um eine Moralität, um eine Veränderung des Urteils und des Handelns, die sich entsprechend der von Romano Guardini so gut beschriebenen Dynamik entfaltet: „In der Erfahrung der großen Liebe sammelt sich die ganze Welt in das Ich-Du, und alles Geschehene wird zu einem Ergebnis innerhalb dieses Bezuges.“ (Romano Guardini, *Das Wesen des Christentums*, Würzburg 1938 S. 5) Die Gegenwart Christi und die Freundschaft mit ihm gibt dem Leben

in der Tat die Fähigkeit, danach zu streben, die Personen und die Dinge so zu betrachten und zu behandeln, daß alle Faktoren, die auf dem Spiel stehen, berücksichtigt werden: mit einem Respekt und einer Aufmerksamkeit für die Einzelheiten und für die Bestimmung. In diesem Sinne besteht die wahre Moralität ebenso wie die wahre Vernunft in einem Streben nach einer bewußten Öffnung auf alle Faktoren der Wirklichkeit, die im Spiel sind.

In einem Augenblick, in dem der Begriff der „Moralität“ selbst nebulös geworden ist – wenn nicht sogar zu einem Begriff, der instrumentalisiert und heuchlerisch im Kampf um die Macht eingesetzt wird – in einem solchen Augenblick ist die Wiederentdeckung dessen, worin eine authentische moralische Spannung besteht und wie sie sich bildet, eine ebenso drängende wie begeisternde Aufgabe.

Ein Mensch hat sich Gott genannt: Ein Phänomen trat auf, das in besonderer Weise der Sphäre der religiösen Erfahrung angehört, das heißt jener Reihe von Fragen und Versuchen, mit denen der Mensch aller Zeiten versucht, den Sinn des eigenen Lebens zu erkennen und eine Verbindung zwischen der Begrenztheit seines Gesichtes, seiner Existenz und dem unendlichen Geheimnis der Bestimmung herzustellen. Mit Christus wird in der Tat die Methode umgekehrt, das heißt jener „Weg“, auf den sich seit jeher jeder ernsthafte Versuch wagte, mit dem Geheimnis in Beziehung zu treten – mit dem Gott, der auf der „Karte“ des Seins jener „terra incognita“ vergleichbar ist, auf die an den Rändern der alten Seefahrtskarten verwiesen wird. Es ist nicht mehr der Mensch, der versucht, eine Beziehung zu einem fernen Gott herzustellen, indem er auf überraschende und anrührende Art und Weise das ganze eigene Vorstellungsvermögen und die eigene religiöse Hingabe einsetzt; es ist vielmehr Gott, der zum Weggefährten des Menschen geworden ist, und zwar auf die konkreteste und behutsamste Art und Weise. Die menschliche Beziehung zu jenem Jesus, der umhergeht, der ißt, der sich anrühren läßt, der Gesten von solcher Güte und Macht vollbringt, daß man, wenn man sie sieht, nicht umhinkommt, an ein göttliches Handeln zu denken – diese menschliche Beziehung offenbart sich für die ersten Zwölf und immer weiter durch die ganze Geschichte hindurch bis zu uns als der Weg, durch den man mit dem Geheimnis, das alle Dinge macht, in Beziehung tritt, als der Weg, dem entlang man die eigene Bestimmung als Kinder und folglich das eigene Antlitz erkennt. Wie Johannes Paul II. in seiner ersten und grundlegenden Enzyklika *Redemptor hominis* geschrieben hat: „Der Mensch ... bleibt für sich selbst ein unbegreifliches Wesen; sein Leben ist ohne Sinn, wenn er nicht Jesus Christus begegnet. ... Und eben darum macht Christus,



der Erlöser, ... dem Menschen den Menschen selbst voll kund“ (vgl. Nr.10). Jesus Christus offenbart sich als dieser Weg nicht, weil er sich als solcher aufdrängt (und er hätte dies durchaus tun können, er war ja Gott!), sondern weil er sich durch die Dynamik mitteilt, die mit dem Erkenntnisvermögen des Menschen am meisten übereinstimmt und es am meisten achtet: Er offenbart sich in der Tat (wie wir in dem Buch *Warum Jesus Christus? Am Ursprung des christlichen Anspruchs*, Einsiedeln 1994, S. 92ff. dargestellt haben) als eine Gegenwart, die auf eine außergewöhnliche Weise den natürlichsten Sehnsüchten des menschlichen Herzens und der menschlichen Vernunft entspricht. Er zeigt die eigene Außergewöhnlichkeit, weil er der Mensch ist, vor dem das menschliche Herz die Entsprechung wahrnimmt, für die es von seiner Natur her geschaffen ist, die es aber niemals erfährt, nicht einmal angesichts der anziehendsten und schönsten Dinge seiner Existenz – zumindest wegen der Ahnung einer Kürze, die einen Schatten von Traurigkeit in ihm zurückläßt. Niemand ist wie er, müssen die Seinen anerkennen; würden sie ihm nicht glauben, sagt Petrus mit wuchtiger Klarheit, dürften sie nicht mehr ihren eigenen Augen trauen (vgl. Joh. 6,67 ff.). Eine solche außergewöhnliche Evidenz setzt nicht die menschliche Freiheit außer Kraft, im Gegenteil, sie steigert sie: Vor dem „Komm und folge mir!“, das ohne Unterschied vor Fischern, Mafiosi, Prostituierten, Gelehrten und Politikern wiederholt wurde, ist jeder aufgerufen, die „Gedanken zu offenbaren“ (vgl. Lk. 2,35), die er im Herzen trägt, er ist aufgerufen zu entscheiden, ob er der Wahrheit mehr anhaftet als der eigenen Idee oder dem eigenen Vorteil.

Das Christentum erweist sich daher von seinem ersten Erscheinen in der Welt an als ein Ereignis. Ein Ereignis ist die Geburt eines Kindes in Bethlehem; ein physisches und geschichtliches Ereignis ist die Kindheit und Jugend Jesu unter den Augen Mariens, die wohl voller Staunen und Rührung waren; ein Ereignis sind die Begegnung mit Johannes und Andreas und all die anderen Begegnungen, durch die es in alle Winkel der Erde mitgeteilt wurde, bis hin zu uns.

Die Kategorie des Ereignisses ist im übrigen die der menschlichen Erkenntnis und Erfahrung angemessenste Kategorie, sei es im Hinblick auf die Erkenntnis des Ichs, sei es im Hinblick auf jede andere Art von Erkenntnis: Es ist eine grundlegende Kategorie, weil nur ein Ereignis einen ernsthaften Erkenntnisprozeß in Bewegung setzt und ihn modifizieren kann.

Die Kontinuität dieser außergewöhnlichen Gegenwart in der Welt und in der Geschichte ist durch jene menschliche Strömung gegeben, deren „Haupt“ Christus ist: es ist sein Leib, die Kirche. Sie ist die „Fremde“, wie T. S. Eliot sie nennt (vgl. T.S. Eliot, *Ge-*

*dichte*, Frankfurt/Main 1964, S. 195), das heißt eine menschliche Wirklichkeit, deren Bewußtsein und Existenz durch einen Faktor bestimmt sind, der nicht der Welt und dem Menschen zugehört: die Kirche ist, wie wir an anderer Stelle vertieft haben (vgl. *Perché la Chiesa*, Bd. 2, *Il segno efficace del divino nella storia*, Jaca Book 1993, Kap. 1), jenes geschichtliche Phänomen, in dem das Göttliche sich durch das Menschliche mitteilt, sie ist das Wieder-Geschehen des Ereignisses Christi. Deshalb findet die Gestaltung einer Moralität, die sich als christlich bezeichnen will, in der Zugehörigkeit zur Erfahrung der Kirche Unterstützung und Anregung.

„Das wahre Drama der Kirche, die sich gerne die moderne nennt“, so hat Johannes Paul I. gesagt, „ist der Versuch, das Staunen über das Ereignis Christi durch Regeln zu ersetzen“. Heute, während auf dramatische Weise die Frage wiederhallt, die T. S. Eliot in den Chören aus „The Rock“ stellt („Hat die Kirche versagt bei der Menschheit, oder hat die Menschheit versagt bei der Kirche?“ T.S. Eliot, *Gedichte*, Frankfurt/Main 1964, S. 209), hört der Heilige Geist, die Kraft, mit der Gott in der Welt wirkt, nicht auf, angesichts des christlichen Ereignisses in Männern und Frauen dasselbe identische Staunen von Johannes und Andreas hervorzurufen. In fernen Orten, in den verlorensten Ländern lebt das christliche Ereignis neu auf – und auch an den gewöhnlichen Orten der Arbeit und der Familie, die so oft tragischerweise „Wüsten“ der Menschlichkeit sind. Immer noch, wie und vielleicht noch mehr als zur Zeit der großen benediktinischen Bewegung, teilen die Christen der Welt eine Positivität an Erfahrung mit, einen Impuls an Caritas, der dem ganzen Volke dient. Dies geschieht dort, wo das Christentum nicht zu einem „Diskurs“, nicht auf das „Wort“ und den daraus folgenden Subjektivismus reduziert ist, sondern als Erfahrung eines Ereignisses in der Gegenwart existiert. Was nicht als gegenwärtige Erfahrung existiert, das existiert nicht: Die Gleichzeitigkeit mit Christus ist die einzige Bedingung dafür, daß man wirklich beginnt, Ihn zu erkennen, Ihn als Bestand aller Dinge (Kol 1,17), als Beginn eines neuen Volkes (Gal 3,26 ff.), als Kriterium, mit dem es die Totalität der Erfahrung anzugehen gilt (Katholizität); Ihn als Ursprung einer kulturellen Position zu erkennen, eines Gesichtspunktes, der es ermöglicht, alles zu prüfen und das zu behalten, was Wert besitzt (vgl. I.Thess 5,21).

Angesichts des christlichen Ereignisses – das das außergewöhnlichste Geschehen der menschlichen Geschichte ist und das sie ganz mit einem Wert durchdringt, der bewegend ist – entsteht so die Frage, die die Ernsthaftigkeit und die Leidenschaft mißt, mit der jeder Mensch das eigene Leben betrachtet: Worum geht es?

*Das Fundament*

Die Existenz stellt vor allem eine Entscheidung darüber dar, was man als eigenes Fundament anerkennt: eine solche Entscheidung ist ein Ereignis, das sich beständig vorschlägt. Es geht darum, das *unum necessarium* zu finden, das einzig Notwendige, also das, was wir als Bedeutung unserer selbst anerkennen, und folglich als Fundament all dessen, was wir tun.

Es gibt im Lukas-Evangelium eine Stelle, die deutlich den Vorrang einer solchen Entscheidung über das eigene Fundament betont, welche daher den wahren Vorrang im Leben einnimmt.

*Sie zogen zusammen weiter, und er kam in ein Dorf. Eine Frau namens Marta nahm ihn freundlich auf. Sie hatte eine Schwester, die Maria hieß. Maria setzte sich dem Herrn zu Füßen und hörte seinen Worten zu. Marta aber war ganz davon in Anspruch genommen, für ihn zu sorgen. Sie kam zu ihm und sagte: „Herr, kümmerst es dich nicht, daß meine Schwester die ganze Arbeit mir allein überläßt? Sag ihr doch, sie soll mir helfen!“ Der Herr antwortete: „Marta, Marta, du machst dir viele Sorgen und Mühen. Aber nur eines ist notwendig. Maria hat das Bessere gewählt, das soll ihr nicht genommen werden“ (Lk 10,38-42).*

Weder eine Vorstellung vom Leben oder ein Versuch des Handelns noch der eine oder andere Mensch, an den man sich gebunden haben mag, bezeichnen in angemessener Weise die Umrisse dieser Entscheidung. Wenn dies geschieht, beklagt unser Leben unvermeidlich das Unbehagen über das Fehlen einer fest verankerten Wurzel.

Das Fundament ist Derjenige, der – wie die Mutter der Makabäer sagte – die Schöpfung „aus nicht schon Bestehendem gebildet hat“ (2 Makk 7,28). Er ist der zumindest unbewußt gesuchte Gegenstand jener Anerkennung, auf deren Grundlage der Bestand unserer selbst zu existieren und sich zu verwirklichen beginnt.

Im Alten Testament läßt das Gespräch zwischen Hiob und Gott sehr gut erkennen, wie sehr der Mensch, wenn er die Welt um sich herum und die Natur der Dinge zu beobachten weiß, gezwungen ist, eine machtvolle Hand anzuerkennen, die das Leben lenkt und die weder die seine noch die eines anderen Menschen ist.

*Wo warst du, als ich die Erde gegründet? Sag es denn, wenn du Bescheid weißt. Wer setzte ihre Maße? Du weißt es ja. Wer hat die Meßschnur über ihr gespannt? Wohin sind ihre Pfeiler eingesenkt? Oder wer hat ihren Eckstein gelegt, als alle Morgensterne jauchzten, als jubelten alle Gottessöhne? Wer verschloß das Meer mit Toren, als schäumend es dem Mutterschoß entquoll, als Wolken ich zum Kleid ihm machte, ihm zur Windel dunklen Dunst, als ich ihm ausbrach meine Grenze, ihm Tor und Riegel setzte und sprach: Bis hierher darfst du und nicht weiter, hier muß sich legen deiner Wogen Stolz? Hast du je in deinem Leben dem Morgen geboten, dem Frührot seinen Ort bestimmt, daß es der Erde Säume fasse und daß die Frevler von ihr abgeschüttelt werden? Sie wandelt sich wie Siegelton, (die Dinge) stehen da wie ein Gewand. Den Frevlern wird ihr Licht entzogen, zerschmettert der erhobene Arm. Bist du zu den Quellen des Meeres gekommen, hast du des Urgrunds Tiefe durchwandert? Haben dir sich die Tore des Todes geöffnet, hast du der Finsternis Tore geschaut? Hast du der Erde Breiten überblickt? Sag es, wenn du das alles weißt. Wo ist der Weg zur Wohnstatt des Lichts? Die Finsternis, wo hat sie ihren Ort, daß du sie einführst in ihren Bereich, die Pfade zu ihrem Haus sie führst? Du weißt es ja; du wurdest damals ja geboren, und deiner Tage Zahl ist groß. Bist du zu den Kammern des Schnees gekommen, hast du die Kammern des Hagels gesehen, den ich für Zeiten der Drangsal aufspart, für den Tag des Kampfes und der Schlacht? Wo ist der Weg dorthin, wo das Licht sich verteilt, der Ostwind sich über die Erde zerstreut? Wer grub der Regenflut eine Rinne, einen Weg für das Donnergewölk, um Regen zu senden auf unbewohntes Land, auf die Steppe, darin niemand wohnt, um zu sättigen die Wildnis und Öde und frisches Gras sprossen zu lassen? Hat der Regen einen Vater, oder wer zeugte die Tropfen des Taus? Aus wessen Schoß ging das Eis hervor, des Himmels Reif, wer hat ihn geboren? Wie Stein erstarren die Wasser und wird fest die Fläche der Flut. Knüpfst du die Bande des Siebengestirns, oder löst du des Orions Fesseln? Führst du heraus des Tierkreises Sterne zur richtigen Zeit, lenkst du die Löwin samt ihren Jungen?*

*Kennst du die Gesetze des Himmels, legst du auf die Erde seine Urkunde nieder? Erhebst du zu den Wolken deine Stimme, daß dich die Woge des Wassers bedeckt? (Job 38,4-34).*

Das Problem des Lebens ist die Beziehung zu Gott. Aber selbst diese Aussage ist noch nicht angemessen um zu erklären, wie sehr diese Beziehung den Bestand des Ich, der Person ausmacht. Das Problem des Lebens ist der zum geschichtlichen Faktum gewordene Gott, der Gott der Geschichte. Darin bekundet sich der Glaube: in der Anerkennung seiner Gegenwart innerhalb unserer Geschichte.

### Anhängen

Die Objektivität der Geschichte Gottes, die wir durch den Glauben innerhalb des Lebens anerkennen, wird vollständig durch eines bezeugt: durch unser Anhängen. Das ganze Leben erfährt durch ein „Anhängen an“ eine Steigerung. Dieses Anhängen entfaltet sich in der Umarmung einer objektiv gegebenen Situation, in der wir das Zeichen unseres Bestandes erkennen, in der sich also der Wert des Glaubens in überzeugender Weise angekündigt hat.

Alles andere lebt innerhalb dieser letztgültigen Objektivität, der wir uns unterwerfen, neu auf, mit einer vollkommen verschiedenartigen Durchsichtigkeit, mit einer veränderten Farbe.

Jesus sagt im Evangelium: „Jeder nun, der sich vor den Menschen zu mir bekennt, zu dem werde auch ich mich vor meinem Vater im Himmel bekennen.“ (Mt 10,32) Wenn Er sich zu uns beim Vater, der im Himmel ist, bekennt, heißt das, daß wir etwas Dauerhaftes aufgebaut haben, das den Stürmen der Zeit – dem Wind, der die Dinge in ihrer Wechselhaftigkeit hinwegfegt! – trotz, etwas, das nicht der Zerstörung unterliegen wird.

Jeder, in welcher Lage auch immer er sich befindet, kann nicht anders, als eine dauerhafte Verwirklichung seiner selbst zu ersehnen, wie auch immer er sie sich vorstellen und mit welchen Namen auch immer er sie bezeichnen mag.

Daher gehört das für das menschliche Herz bedeutendste Thema, also gerade die Unerschütterlichkeit der eigenen Verwirklichung, die Gewißheit über die eigene Bestimmung, die Möglichkeit einer Vollendung der eigenen Person, unzweifelhaft zum entscheidenden Gespräch über dieses Anhängen.

In der Tat liegt die Gewißheit der eigenen Verwirklichung in der Objektivität der Geschichte, durch die Gott sich zur Gegenwart gemacht hat, sie liegt folglich in der endgültigen Form, durch die uns diese Geschichte persönlich miteinbezogen und geleitet

hat. Der einfache Gestus des Anhängens an eine solche Form, an eine solche Gesamtheit von bedingten Umständen und Situationen – der Gestus eines solchen Gehorsams – stellt die Weisheit dar, mit der die schöpferische Kraft der göttlichen Macht sich ausdrückt und mit der sie unsere Freiheit durchdringt und prägt. In der Bedingtheit, in der wir uns vorgefunden haben, liegt der gesündeste Moment unserer Freiheit. Auch dann, wenn wir uns darin gegen unseren Willen wiederfinden. Denn darin wird unsere grundlegende Hoffnung besser freigesetzt, jene Hoffnung, die weder in den Menschen liegt, noch in unserem Tun, noch in einem Bereich, den wir endlich erreicht haben und wo wir versucht haben, unsere Meinungen oder unsere Gefühle auszudrücken und schöpferisch zu sein. Unsere Hoffnung liegt hingegen in etwas, das so furchtbar gegenwärtig ist, daß es alles, was wir schaffen oder andere – wer immer es sein mag – uns zusichern können, herausgefordert hat und herausfordert. Sie liegt in Gott, der die Dinge aus nicht schon Bestehendem bildet. Nicht der Gott, der von unserem Denken und unserem Fühlen anerkannt wird, sondern die Macht, die Gegenwart innerhalb der Geschichte geworden ist, in der Zeit, im Raum.

Diese Gegenwart ist verborgen in unserer persönlichen Geschichte, in der Form des Lebens, in der wir uns vorfinden: sie verbirgt sich so sehr in dieser Zerbrechlichkeit, daß es ausreicht, stolz zu sein oder unduldsam, um darin zu leben, ohne sie zu bemerken. Oder es genügt ein Hauch von uns, um alles zu zerstören. Doch unser Reichtum ist gerade das in dieser Zerbrechlichkeit gegenwärtige Geheimnis, und er teilt sich als Dynamik unseres Herzens nur in der Haltung des Anhängens mit. Die Ziele unseres Handelns, das fruchtbare Kriterium unserer Seele, unserer Vorstellungen und unserer Entscheidungen finden sich im Anhängen an diese Gegenwart. Dann aber singt in uns die Gewißheit einer Unterstützung und einer unzerstörbaren Schöpferkraft, die nicht „von uns“ sind, die aber in „unserem“ Leben wirken, denn, wie die Bibel sagt: „Der Herr gedenkt seines Bundes“ (vgl. Ps 111,5 und Ps 105,8).

#### *Der Fluch*

An diesem Punkt ist es angebracht, auf das unumstößliche Wort der Bibel zurückzugreifen:

*Darum sage ich euch: Jede Sünde und Lästerung wird den Menschen vergeben werden, aber die Lästerung gegen den Geist wird nicht vergeben. Auch dem, der etwas gegen den Menschensohn sagt, wird vergeben werden; wer aber etwas gegen den Heiligen Geist sagt, dem*

*wird nicht vergeben, weder in dieser noch in der zukünftigen Welt (Mt 12,31-32).*

Das Lästern gegen den Heiligen Geist ist gerade das Nicht-Anerkennen der Evidenz dessen, was sich ereignet hat: Diese Anerkennung ist nämlich das Fundament, ohne das es kein Aufbauen gibt, ohne das man nichts wiedererlangen kann, ohne das alles, was man tut, auch wenn es in sich gut wäre, zu Staub wird, der im Winde verweht. Wenn es einerseits wahr ist, daß das Reich Gottes auf Erden durch die Macht des Geistes erbaut wird, so ist es doch ebenso wahr, daß wir wirklich lebendige Steine dieses Baus werden können. Mit unserem ganzen ursprünglichen Beitrag können wir wirklich innerhalb der Geschichte ein neues und unzerstörbares Ereignis fortführen. Dies gilt in dem Maß, in dem wir unsere ganze Gewißheit, die ganze Kraft unserer Existenz aus der Anerkennung dessen beziehen, was sich ereignet hat, in dem Maß also, in dem wir unser ganzes Leben zu einem Anhängen an die Evidenz jenes Faktums werden lassen, das unseren Bestand ausmacht.

Der Mensch hingegen, der seine Gewißheit, seine Freude auf irgendetwas anderes gründet, zieht den Fluch auf sich, den die biblischen Propheten ausgerufen haben; er ist verflucht. Wir müßten uns wirklich immer wieder erinnern, daß alle unsere Traurigkeit, die schlechte Laune und das Unbehagen, die sich der Zeit unseres Tages zu bemächtigen vermögen, von der Tatsache herrühren, daß wir den Fluch eines jeden erleiden, der sein Vertrauen auf irgendetwas anderes setzt, als auf jene Gegenwart, die in unserer Geschichte verborgen ist.

#### *Die Einfachheit des Herzens*

Eine andere Stelle des Evangeliums kann unser Nachdenken zu der Einsicht führen, welches die tiefste Haltung ist, die uns eine wahre Anerkennung und ein wahres Anhängen erlaubt.

*In jener Zeit sprach Jesus: Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, weil du all das den Weisen und Klugen verborgen, den Unmündigen aber offenbarst hast. Ja, Vater, so hat es dir gefallen. Mir ist von meinem Vater alles übergeben worden; niemand kennt den Sohn, nur der Vater, und niemand kennt den Vater, nur der Sohn und der, dem es der Sohn offenbaren will. Kommt alle zu mir, die ihr euch plagt und schwere Lasten zu tragen habt. Ich werde euch Ruhe verschaffen. Nehmt mein Joch auf euch und lernt von mir; denn ich bin gütig und von Herzen demütig; so werdet ihr Ruhe finden für eure*

*Seele. Denn mein Joch drückt nicht, und meine Last ist leicht* (Mt 11,25-30).

Das Bild, das uns im ersten Teil dieser Stelle nahegelegt wird, ist das Bild des Kindes oder das, was mit dem Wort „einfach“ im Gegensatz zu „klug“ gemeint ist; es geht um eine Kraft, eine Energie, einen Wert, der noch vor der Interpretation kommt, es geht um den ursprünglichen Wert unserer Geschöpflichkeit.

Wir hingegen binden den Wert unserer selbst und der Dinge an eine uns eigene Ausdruckskraft, während jene Einfachheit ganz erfüllt ist von Erstaunen über die Ausdruckskraft eines *Anderen*, das heißt über die Gegebenheit der Dinge; in der Haltung der Einfachheit ist der Mensch erfüllt von Staunen über das Wirken Gottes im eigenen Leben.

Das Kind ist voll und ganz erfüllt vom Staunen über all die Dinge, auf die es trifft. In der ersten Begegnung mit dem Wirklichen wird sich das Kind der Gegebenheit der Dinge deutlich gewahr. Und eben dies fehlt vor allen Dingen in unserem Leben.

Der zweite Teil dieser Stelle aus dem Evangelium – „niemand kennt den Vater, nur der Sohn und wem der Sohn es offenbaren will“ (Mt 11,27) – ist mit jener kindlichen Haltung oder Einfachheit oder Armut des Geistes verbunden, die nichts zu verteidigen hat: Es wird klar, daß in der Annahme dieser Haltung die Einfachheit und die Armut in einer Dankbarkeit zur Blüte kommen, und folglich in einer stillen Freude über die Gratuität, da die Geschichte, die uns im Leben geführt hat, Gabe ist („und wem der Sohn es offenbaren will“).

Und im dritten Teil der Stelle sagt er: „Kommt zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid: Ich will euch ganz und gar erquickern“ (vgl. Mt 11,28). Dieses „ich“ ist die Geschichte seiner Gegenwart innerhalb der Umstände des Lebens. Er sagt: Eure vollkommene Erquickung liegt im Anhängen an diese Geschichte, an diese endgültige Form.

„Nehmt mein Joch auf euch und lernt von mir, denn ich bin sanftmütig und demütig von Herzen, und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen. Denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht“ (Mt 11,29f). Was ist dieses Joch? Das Wort Joch bezeichnet die bedingten Umstände, in die uns die Endgültigkeit des Lebens hineinberufen hat. Der Genius des Christentums, der kirchlichen Tradition, besteht darin, daß Gott, das Wort, Gegenwart geworden ist, sich in einem banalen, bedingten Zeichen verortet hat: er war eben ein Mensch, dem gegenüber man sogar eine Antipathie empfinden konnte.

Diese Evangelienstelle stellt in der Tat eine zusammenfassende Beschreibung der Lage unseres Subjektes, unseres Ichs innerhalb des christlichen Ereignisses dar: Es beinhaltet daher ein Verständnis, gemäß dem die Gegenwart der Bedeutung *durch* und folglich innerhalb der alltäglichen Begebenheiten anwesend ist. Außerhalb dieses Ereignisses sind die alltäglichen Banalitäten wie die Schlinge des Jägers, die uns einfängt und uns nicht erlaubt, die Bedeutung dessen, was geschieht – und diese Bedeutung ist Christus – zu verstehen, die bestrebt ist, das Geheimnis des Lebens abzuschaffen. Und letztlich wird damit eine realistische Sicht der christlichen Botschaft an die Menschheit verhindert: in der Tat ist in ihr die Wahrheit des Menschen dazu bestimmt, *in dieser Welt* in Erscheinung zu treten.

### Die Hingabe

Wenn die vollkommene Objektivität wahrgenommen wird, die den Inhalt des Glaubens charakterisiert, bricht – mehr oder weniger stark, mehr oder weniger schüchtern, je nach Temperament, je nach Alter – eine Zuneigung zu dem auf, was das Zeichen in sich birgt.

Wenn man wahrnimmt, daß die ganze Identität des eigenen Lebens in dieser Geschichte liegt, die einem geschehen ist und die Art und Weise des Denkens und Fühlens bestimmt, wenn man dies versteht, wenn man wirklich ein Bewußtsein dessen erlangt, was man ist, nämlich die Geschichte eines Anderen, dann strebt das Verhaftetsein mit sich selbst unmittelbar dazu, sich auf diesen Anderen zu beziehen: „Du bist ich“. Und daher bricht die Zuneigung zum Menschensohn auf.

Der Gestus, der diese Zuneigung zum Ausdruck bringt und sie gleichzeitig erzieht – so wie die Zuneigung zwischen zwei Menschen sich durch eine Umarmung oder einen Kuß ausdrückt und erzogen wird –, heißt *Hingabe*. Die Hingabe ist eigentlicher Ausdruck der Zuneigung zu Christus. In einem Gebet der Liturgie heißt es: „In der Einfachheit meines Herzens habe ich dir in Freude alles hingegeben.“ [„Domine Deus, in simplicitate cordis mei laetus obtuli universa: et populum tuum vidi cum ingenti gaudio tibi offerre donaria. Domine Deus, custodi hanc voluntatem cordis eorum“ (Herz-Jesu Fest, Gabenbereitung, *Messale Ambrosiano. Dalla Pasqua all'Avvento*, Milano 1942, S. 225). Vgl. I.Chron 29,17-18]. Oder in einem anderen Gebet: „Mache uns zu einer ewigen Hingabe an dich“ [vgl. „Er mache uns auf immer zu einer Gabe, die dir wohlgefällt“, III. Hochgebet, nach der Wandlung]. Auch in

der Liturgie ist die Gabe ein Zeichen, das im Augenblick seines Vollzugs etwas Anderes in sich birgt.

So ist die Wahrnehmung unserer selbst verbunden mit einer gewissen erfahrenen Evidenz eines Anderen, einer Gegenwart, die dem, was man ist, Bestand verleiht, die es ermöglicht, im Vollsinn „ich“ zu sagen. Das Empfinden seiner selbst neigt dazu, mit dem Empfinden der Gegenwart eines Anderen eins zu werden, mit der Gegenwart des Menschensohnes, des Wortes, das in mir Menschensohn wird. Die Zuneigung zum Herrn der Geschichte, die mein Angesicht in der Welt ausmacht und ihren angemessenen Ausdruck gerade im Gestus der Hingabe findet, wird wahrhaftig eine Erfahrung.

Diese Erfahrung beginnt unvermeidlich bei den Dingen oder den Augenblicken, bei denen wir uns selbst am meisten ernst nehmen.

## EINE GEGENWART, DER ES NACHZUFOLGEN GILT

### *Die Methode Gottes*

Claudel hat über den Schmerz, jene menschliche Erfahrung, angesichts der eine Ernsthaftigkeit und eine feste Verwurzelung der Person am unausweichlichsten notwendig sind, geschrieben: „Auf dieses furchtbare Problem, das älteste der Menschheit, dem Hiob seine offizielle und liturgische Form gegeben hat, war nur Gott, unmittelbar daraufhin angesprochen und gedrängt, in der Lage zu antworten. Und die Frage war so unermesslich, daß nur das *Wort* ihr Genüge tun konnte, indem es uns keine Erklärungen, sondern eine Gegenwart gegeben hat...“

Sowohl in der natürlichen Ursprünglichkeit als auch im Geheimnis des neuen Lebens, das Christus uns gebracht hat, kennt Gott, der Schöpfer und Erlöser ist, keine andere Methode, um den Menschen wachsen zu lassen, als ihm eine *Gegenwart* vorzuschlagen, der es nachzufolgen gilt.

So wird in den Evangelien berichtet: „Als Jesus am See von Galiläa entlangging, sah er zwei Brüder, Simon, genannt Petrus, und seinen Bruder Andreas; sie warfen gerade ihr Netz in den See, denn sie waren Fischer. Da sagte er zu ihnen: Kommt her, folgt mir nach! Ich werde euch zu Menschenfischern machen“ (Mt 4,18-19); „...als er sah, daß sie ihm folgten, fragte Jesus sie: Was wollt ihr? Sie sagten zu ihm: Rabbi ... wo wohnst du? Er antwortete: Kommt und seht!“ (Joh 1,38-39).

Damit der Mensch wirklich weise werden kann, fähig zu wollen, frei, damit der Mensch eine wahre Persönlichkeit werden kann, so wie Gott ihn geschaffen hat, gibt es eine herausragende

Regel: jemand *Anderem* nachzufolgen. Es gibt keinen Weg, keine intellektuelle Anstrengung, keine Klugheit, die in ihrem Wert dieser Weisung gleich käme.

Jesus sagt im Evangelium: „Ihr erforscht die Schriften, weil ihr meint, in ihnen das ewige Leben zu haben; gerade sie legen Zeugnis über mich ab. Und doch wollt ihr nicht zu mir kommen, um das Leben zu haben“ (Joh 5,39f).

Zu Christus zu gehen, um das Leben zu haben, heißt nicht, Überlegungen anzustellen, sondern ihm nachzufolgen, und zwar durch all das hindurch, mit dem er uns ruft. Nur auf diese Weise werden wir den christlichen Anruf verifizieren können und gewahr werden, daß das Ziel von allem wirklich das Reich Gottes ist. Der heilige Paulus sagt: „Denn da die Welt angesichts der Weisheit Gottes auf dem Weg ihrer Weisheit Gott nicht erkannte, beschloß Gott, alle, die glauben, durch die Torheit der Verkündigung zu retten“ (1Kor 1,21). Der Versuch, von alleine weiterzukommen, die Vorschläge Gottes dem Gericht der eigenen Kriterien zu unterwerfen, wäre die größte Eitelkeit: Es wäre die Sünde Luzifers, der beanspruchte, die Bedeutung seiner Person aus sich selbst heraus zu erlangen.

Im übrigen kennt die Natur selbst als einzige Regel das Nachfolgen: Die Mutter ermöglicht dem Kind zu wachsen, indem sie ihm beibringt, sie nachzuahmen. Nicht ohne Grund ist der Gott Abrahams und Christi tatsächlich derselbe, der auch die Welt erschaffen hat.

Das Leben ist ein Weg und es gilt, einem anderen nachzufolgen, der uns führt.

Das Verb „nachfolgen“ in den Mund zu nehmen, kann heutzutage besonders hart klingen. Und es ist paradox, aber verständlich, daß der Mensch gerade in einer Zeit, in der er sich zu Verhaltensweisen verleiten läßt, die immer mehr standardisiert und in der Masse anonym geworden sind, das Bedürfnis nach einer wahren Persönlichkeit bekundet – zumindest mit dem Mund, gelegentlich oder oberflächlich –, das Bedürfnis, sich nicht blind anzupassen.

Nachfolgen heißt nicht, in mechanischer Weise nachzuahmen. Es handelt sich um ein menschliches, der Person eigenes Phänomen. Es verlangt also die Aufbietung jener Energien, die für die Persönlichkeit am kennzeichnendsten sind: Intelligenz und Wille. Deswegen kann die Nachfolge ohne einen tiefwurzelnden und freien Einsatz der Persönlichkeit nicht verwirklicht werden. Die

Nachfolge ist also keine passive Haltung, sozusagen ein Handeln im Zustand der Hypnose, in der man nicht weiß, was man tut. Es muß vielmehr der von Herzen kommende Versuch sein, mit den tiefen Gründen dessen, was vorgeschlagen wird, eins zu werden. Es ist der Versuch, die Werte, die in den angebotenen Vorschlägen mitenthalten sind, in intelligenter Weise zu verstehen. Wenn man mit weit aufgerissenen Augen, mit lebendiger Aufmerksamkeit folgt, versteht und lernt man: wir wachsen in Geist und Sinn.

Die Nachfolge kann kein automatischer Gestus sein, kein unumkehrbares, ein für alle Mal endgültiges Mitgerissenwerden von der Strömung. Es geht vielmehr um eine persönliche Entscheidung, die zu einem fortwährenden Gestus der eigenen Freiheit wird. Daher rät uns die christliche Tradition zum täglichen Morgengebet: um bewußt die Entscheidung zu erneuern, Gott nachzufolgen. Aus diesem Grund wird das Gewebe, aus dem die Liturgie des Stundengebetes gewoben ist, vom Psalm 119 gebildet, der ganz und gar einen Aufruf darstellt, dem „Gesetz“, Gott, nachzufolgen. „Wohl denen, deren Weg ohne Tadel ist, die leben nach der Weisung des Herrn.“

„Wohl denen, die in ihrem Leben gehen auf den Wegen des Herrn.“ „Ich wurde klüger als die Alten, denn über deine Vorschriften sinne ich nach“ (vgl. Ps 119,1-3, 99-100).

Nachfolgen ist also lieben, denn es heißt, einen anderen wie sich selbst zu bejahen. Wer wirklich nachfolgt, wird dies im Grunde nie mit einer heimlichen Rebellion oder als zorngefülltes Opfer tun, sondern in einer Haltung, die Sicherheit und Freude hervorbringen wird. In der Tat: Je mehr man wirklich nachfolgt, umso mehr wird man sich der ganzen Wirklichkeit bewußt. Man spürt, daß man sich auf alle hin öffnet und ihnen verbunden ist; man ist in der Lage, alles mit den anderen im Bewußtsein seiner selbst und befähigt zu einer kritischen und schöpferischen Haltung zu teilen.

### *Die Offenbarung der Methode*

Die große Heilsregel für den Menschen – die Nachfolge – wird bereits in den bedeutendsten Anfängen der Berührung Gottes mit den Menschen offenbart und entfaltet.

Vor allen Dingen weist uns die Gestalt Abrahams auf diese Regel hin. Er verkörpert im Alten Testament den frühesten Moment, in dem sich Gott durch eine Verheißung in konkreter Weise an das erwählte Volk bindet. „Der Herr sprach zu Abraham: Zieh

weg aus deinem Land, von deiner Verwandtschaft und aus deinem Vaterhaus in das Land, das ich dir zeigen werde!“ (Gen 12,1).

Und Abraham bricht auf, ohne auch nur das Ziel seiner Reise zu kennen.

Gott „führte ihn hinaus und sprach: Sieh doch zum Himmel hinauf, und zähl die Sterne, wenn du sie zählen kannst. Und er sprach zu ihm: So zahlreich werden deine Nachkommen sein. Abraham glaubte dem Herrn, und der Herr rechnete es ihm als Gerechtigkeit an“ (Gen 15,5-6). Abraham hatte sich dem Willen Gottes überlassen und tat angesichts seiner Verheißung, worum dieser ihn bat. Er hatte einen einzigen Sohn, der ihm in wunderbarer Weise noch im Alter geboren worden war; Gott sagt ihm, er solle ihn als Opfer darbringen. Dies war ein Befehl, der in erschreckendem Gegensatz zur Verheißung einer zahlreichen Nachkommenschaft zu stehen schien. Abraham aber gehorcht gleichwohl – „er folgt Ihm nach“ –, bricht nachts mit Isaak auf, ohne auch nur zu wissen, an welchem Ort Gott ihm befehlen würde, das Opfer darzubringen, und ohne zu wissen, daß Gott ihn das Opfer nicht vollends ausführen lassen würde. Der heilige Paulus wird später in seinen Briefen darauf hinweisen, wie sehr Abraham die Vorwegnahme Christi, die Christus in idealer Weise am nächsten stehende Gestalt ist.

Auch in der Mutter Gottes hat diese Zustimmung zum Willen Gottes Fleisch angenommen: „Siehe, ich bin die Magd des Herrn... Mir geschehe nach deinem Wort“ (Lk 1,38). Die einzige Logik des Lebens der Gottesmutter ist das Geheimnis gewesen, das verhüllte Licht des Geheimnisses, und sie hat es angenommen, ihm zu folgen: sie hatte keine Pläne für sich, sie konnte keine Pläne für ihr Kind haben. „... mir geschehe nach deinem Wort“. Und die Weisheit dieses Wortes, dem sie sich anvertraut hat, führt Maria, seit ihr jenes Ereignis widerfahren war: sie wird dann später fortwährend die Bewahrheitung dieses Wortes suchen, sie wird seine ganze Wahrheit zu gegebener Zeit erfahren.

Schon von den Prophezeiungen des Alten Testaments an wird die Grundhaltung Christi als ständige Verfügbarkeit dargestellt, dem Willen eines anderen nachzufolgen. Die Psalmen stellen ihn dar als „den Knecht, der die Augen stets auf die Hand des Herrn richtet“ (vgl. Ps 123,2). Das Johannesevangelium wird mehrfach den Gehorsam Christi betonen: „Der Sohn kann nichts von sich aus tun, sondern nur, wenn er den Vater etwas tun sieht. Was nämlich der Vater tut, das tut in gleicher Weise der Sohn“ (Joh 5,19). Oder „Ich tue immer das, was ihm gefällt“ (Joh 8,29). Und als er mit zwölf Jahren seine Mutter fragen hört, warum er sich von den Eltern entfernt habe und im Tempel geblieben sei, um

dort zu diskutieren, während sie sich sorgten und ihn suchten, hat der Junge, so zeichnet es Lukas in seinem Evangelium auf, geantwortet: „Warum habt ihr mich gesucht? Wußtet ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meinem Vater gehört?“ (Lk 2,49) Wie aber kam ein Junge von zwölf Jahren darauf, einen solchen Satz auszusprechen? Auch für Christus gilt das, was man von allen ausgeglichenen Jungen der Welt sagen kann: sie wiederholen, was sie woanders gehört haben, sie beginnen, dem zu folgen, was sie in gelebter Form gesehen haben. Diese große Regel wird nie Lügen gestraft. In Christus findet die Hingabe an den Vater ihre menschlichen Wurzeln auch in der Weisheit der neuen Menschlichkeit Marias, die in der Hingabe an das Geheimnis, in der sie ihren Sohn aufgezogen hat, gewachsen und geformt worden ist.

Nach dem Kommen Christi nimmt das Sich-Anvertrauen an Gott in der Nachfolge der christlichen Gemeinschaft, der Kirche, konkrete Gestalt an. In ihr setzt sich in der Tat in Raum und Zeit die fleischgewordene Gegenwart Gottes auf Erden fort. Sie ist daher heute die große Gegenwart, der es nachzufolgen gilt. Erinnern wir uns an die dramatische Bekehrung des heiligen Paulus, von der in der Apostelgeschichte berichtet wird: „Er stürzte zu Boden und hörte, wie eine Stimme zu ihm sagte: Saul, Saul, warum verfolgst du mich? Er antwortete: Wer bist du, Herr? Dieser sagte: Ich bin Jesus, den du verfolgst. Es wird dir schwerfallen, gegen den Stachel auszuschlagen. Saul sagte zitternd und verwundert: Herr, was soll ich tun? Der Herr antwortete: Steh auf, und geh nach Damaskus, dort wird dir alles gesagt werden, was du ... tun sollst“ (vgl. Apg 9,4-6; 22,10; 26,14). So sendet Gott Saulus zu Hananias, einer Autorität der christlichen Gemeinde von Damaskus, dessen Weisungen der frühere kämpferische Verfolger der Christen nachfolgen wird, auch wenn dieser sicherlich nicht die herausragenden Eigenschaften des Saulus besaß.

#### *Die Anwendung der Methode*

In der Folge benutzt Paulus, als er bereits Apostel geworden war, der Christus allen, nicht nur dem Volk Israel, verkündete, häufig das Wort „Gehorsam“, um den Begriff der Nachfolge zu beschreiben.

Gehorsam heißt, sich selbst loszulassen, um einem Anderen nachzufolgen. Dies ist daher das einzige wirklich vollständige Opfer. Es ist nicht notwendigerweise allein Schmerz und Verzicht, sondern das Opfer ist auch das Gesetz, das uns groß und froh macht, so daß wir, wie das Evangelium sagt, „das Hundertfache jetzt, in dieser Zeit“ (vgl. Mk 10,30) empfangen werden. Nachzu-



folgen heißt, sich auf eine lebendige Erfahrung einzulassen, die ihre Dynamik und ihren Geschmack am Leben in uns hineinträgt – wie das lateinische Wort „tradit“, „Tradition“ aufzeigt. Es ist ein Herz, das sich mitteilt, das Herz eines anderen, das beginnt, sich in unserem Leben zu bewegen. Und die erste Christenheit hat nicht etwa in der damaligen Zeit gelebt, um deren Philosophie zu verändern, sondern um eine Gegenwart weiterzutragen – um das, was sie war, gegenwärtig werden zu lassen, um Christus gegenwärtig werden zu lassen, indem man an allen und allem Anteil nahm, auch an der Philosophie.

Und nur auf diesem Wege hat sich im Lauf der Jahrhunderte in den Klöstern, Schulen und Universitäten auch eine Philosophie, eine Kultur herangebildet. Daher ist diese Gegenwart, der man gehorsam ist, ausdrucksstark, sie durchdringt die jeweilige Situation und wohnt ihr inne, sie enthüllt sich als neue Menschlichkeit, als Freundschaft.

Die dem Christen angemessenste Lebensentscheidung liegt daher darin, die Methode anzuwenden, mit der sich das für seine Menschlichkeit entscheidende und erlösende Faktum gezeigt hat. Dieses Ereignis ist Christus, der menschengewordene Gott. Er kann heute zu einer gegenwärtigen, existentiellen Begegnung werden, in der wir seinen Vorschlag, der unserem Leben einen Sinn gibt, verifizieren können: indem wir ihm nachfolgen.

Die große Leitlinie, die das *Ereignis* uns offenbart hat, ist der Gehorsam gegenüber der Begegnung, deren Bedeutung die Bestimmung ist: Wir sind daher gerufen, eine Gegenwart zu sein und dieser nachzufolgen, indem wir ein Stück neuer Menschheit, die unterwegs ist, aufbauen, und zwar dort, wo wir uns befinden.

## EIN VORSCHLAG, DEN ES ZU VERIFIZIEREN GILT

### *Eine Erfahrung leben*

Indem man nachfolgt, lernt man die Bedeutung des Wortes *Gegenwart* kennen.

Durch dieses klärt sich die Bedeutung eines anderen grundlegenden Wortes: *innerhalb*. Der Vater hat uns *innerhalb* bestimmter Lebensumstände verortet: Diese Umstände sind wie ein Filter, den wir durchqueren müssen; tun wir es nicht, verlieren wir die Gelegenheit, zu reifen und einen prägenden und schöpferischen Glauben zu erlangen, der der Rolle, in die Gott uns hineingerufen, der Aufgabe, die er uns gegeben hat, entspricht.

Als ich begann, in der Schule Religionsunterricht zu erteilen, betonte ich stets, daß die Schüler „sich um eine Verifizierung der christlichen Tradition bemühen“ müssen. Sie fragten mich dann: „Warum?“ Ich antwortete ihnen: „Weil ihr in ihr geboren seid.“ Die christliche Tradition ist in der Tat die erste Arbeitshypothese, mit der uns die Natur ausgestattet hat. Wenn sie zu Gunsten einer anderen, die wir zufällig oder nach Gefallen gewählt haben, beiseite gelassen wird, dann beginnen wir unser Leben zwangsläufig nach dem grundlegenden Kriterium der momentanen Laune zu verwirklichen, eben rein zufällig. So würden wir ohne Vernünftigkeit und Moralität unser Leben verwirklichen, wenn uns nicht mit den Jahren eine Bekehrung wieder aufrichten würde.

In analoger Weise wird man auch später, Schritt für Schritt, die sinngebende Gegenwart suchen und anbieten müssen, und zwar innerhalb des Ortes, in den Gott uns hineingestellt hat. Es geht dabei nicht darum, daß wir uns etwa in dem Ort sozusagen ein-

schließen müßten; vielmehr sollen die Lebensumstände, in denen wir uns vorfinden, bestimmender Ausgangspunkt sein für die Art und Weise, alles anzuschauen und zu tun.

Wozu aber lädt uns jene Gegenwart ein, der es zu folgen gilt und deren Anruf uns an dem Ort oder in den Lebensumständen, in die wir hineingestellt sind, erreicht? Sie lädt uns ein, *eine Erfahrung* zu leben.

In der Tat: Was ist das Christentum anderes als Gott, der sich für den Menschen innerhalb einer Situation zur *Erfahrung* macht? Es ist die Botschaft des Johannes: „Was von Anfang an war, was wir gehört und mit unseren Augen gesehen haben, was wir betrachtet und was unsere Hände betastet haben, vom Wort des Lebens (...), das verkündigen wir auch euch...“ (1 Joh 1,1f).

„Wenn ich nicht gekommen wäre und nicht zu ihnen gesprochen hätte, wären sie ohne Sünde; jetzt aber haben sie keine Entschuldigung für ihre Sünde. Wer mich haßt, haßt auch meinen Vater. Wenn ich bei ihnen nicht die Werke vollbracht hätte, die kein anderer vollbracht hat, wären sie ohne Sünde. Jetzt aber haben sie die Werke gesehen, und doch hassen sie mich und meinen Vater. Aber das Wort sollte sich erfüllen, das in ihrem Gesetz steht: Ohne Grund haben sie mich gehaßt“ (Joh 15,22-25).

Das Evangelium sagt oft, daß die Leute angesichts der Wunder Jesu an Ihn „glaubten“.

Wenn es uns aber widerfährt, daß wir eine gewisse Sympathie für das Gebet empfinden – was wir uns vielleicht nie vorgestellt hätten –, ein gewisses religiöses Interesse verspüren oder, daß das Wort Gottes endlich für uns feste Gestalt annimmt – ist all dies vielleicht nicht Zeichen oder Wunder, also eine uns mögliche Erfahrung?

### *Die Erfahrung als Verifizierung*

Die Erfahrung führt uns zur Verifizierung eines Vorschlages, eines Anrufes, den wir verspürt haben. Der Anruf beinhaltet daher den Vorschlag einer Wahrheit, die so existentiell ist, die so sehr unsere Natur und unser Leben betrifft, daß wir uns gedrängt sehen, sie als äußerst vernünftig anzuerkennen. In diesem Sinne fühlen wir uns gedrängt, dem Vorschlag zuzustimmen.

Einen Anruf zu verifizieren, heißt erstens ihm mit all der Bewußtheit, mit dem Bewußtsein, der Vernünftigkeit, der „Kritikfähigkeit“ zu folgen, zu denen wir fähig sind.

Dies ist etwas ganz anderes als ein blindes „Probieren“. Die erste Bedingung der Verifizierung ist daher die Klarheit, die Reinheit, der Geschmack an der Vernünftigkeit. Man muß aufmerksam sein. So sagt auch das Evangelium: „Seid also wachsam“ (Mt 24,42).

Zweitens bedeutet es, dem Anruf mit der ganzen Energie unseres Willens zu folgen – mit unserer ganzen Fähigkeit, uns auf ihn einzulassen und demzufolge mit unserer ganzen Freiheit.

Die Verifizierung ist daher eine Handlung, die von den beiden Faktoren unserer Menschlichkeit tief geprägt ist: der Intelligenz und der Freiheit (das heißt einem Willen, der sich ganz einsetzt). Eine Haltung reiner Neugierde stellt keine Verifizierung dar – und noch weniger eine Gesinnung, der es vor allem darum geht, die möglichen Fehler eines Vorschlags anzuprangern und zu richten. Es hat auch nichts mit dieser Verifizierung zu tun, wenn wir vermehrt an etwas in rein materieller, äußerlicher, passiver Weise teilnehmen.

Um wirklich etwas zu verifizieren, müssen wir unsere ganze Person mit klarer und offener Aufmerksamkeit einsetzen.

Um eine Erfahrung zu machen, muß man sich nicht in eine Vielzahl von Initiativen hineinwerfen: Das Problem liegt in der Haltung, in der man teilnimmt, nicht in der „Menge“ der Teilnahme. Und die rechte Haltung ist die der Verifizierung.

Diese rechte Haltung angesichts der Dinge – die Quelle der Verifizierung – wird durch das Wort Moralität zum Ausdruck gebracht. Es leitet sich von dem lateinischen Wort „mos“, Verhalten, ab. Diese Haltung deckt sich mit einer wahren Verfügbarkeit für das, was man uns vorschlägt, und für den wirklichen Anruf, der von den Dingen ausgeht.

Eine solche Verifizierung, so haben wir es bereits bei dem Gestus des anfänglichen Anhängens gesehen, setzt notwendigerweise eine Authentizität voraus. Man kann sie mit vielen anderen Begriffen beschreiben: Reinheit des Herzens, Einfachheit, Armut im Geiste. Sie ist wie die Armut dessen, der nichts zu verteidigen hat außer der eigenen authentischen ursprünglichen Menschlichkeit.

Die authentische Haltung könnten wir beschreiben als eine letzte Ausrichtung des Bewußtseins, aufgrund der ein Mensch von den Dingen etwas zu erwarten weiß. In der Tat: Nur wer bereit und aufmerksam ist, wird bemerken, was sich ereignet.

Eine solche Haltung ist jedoch normalerweise eine Mühe. Nur für einige, die ein bestimmtes Temperament haben oder zu bestimmten Aufgaben berufen sind, kommt sie spontan zustande.

Aber selbst bei ihnen verkommt diese Haltung mit der Zeit, wenn die Reinheit des Herzens allein auf dem Stand der Spontaneität stehenbleibt.

Die Arbeit, die Reinheit des Herzens zu erobern und zu bewahren, besteht darin, sich dahin zu erziehen, die Dinge zu lieben, *insofern sie sind, weil sie sind*. Dies beinhaltet die christliche Idee der Liebe.

So könnten wir den ersten bis dritten Vers des dreizehnten Kapitels des Korintherbriefes deuten: „Wenn ich auch in allen Sprachen redete, hätte aber die Liebe nicht, wäre ich leblos wie ein Spielzeug, und wäre weder frei noch fähig, alles zu umfassen. Und wenn ich alle Geheimnisse wüßte und alle Erkenntnis hätte und die Völker um mich zu scharen wüßte, hätte aber die Liebe nicht, wäre ich menschlich gesehen nichts. Wäre ich auch ein Held oder ein Genie, hätte aber die Liebe nicht, wäre es eine Lüge“.

Man muß also den Dingen anhängen, *weil sie sind*, nicht weil ich meine eigenen Vorstellungen von Gerechtigkeit oder sonst etwas verfolge. Man muß sich mit Energie und unter Opfern in die Dinge hineinwerfen, man muß an den Dingen Anteil nehmen, um sie beurteilen und um erfassen zu können, welche Werte sie mir nahelegen.

Daher besteht die einzige angemessene Art und Weise, den Vorschlag des christlichen Anrufs zu verifizieren, darin, sich zu ihm zu bekehren.

Wir sind zu einer Erfahrung gerufen, die es mit Treue zu leben gilt, also soweit und solange uns der Vorschlag gemacht wird. Eine Nachfolge, die nicht im Vorhinein den Willen fortzuführen mit einschließt, war nicht einmal zu Beginn echt. Man kann den christlichen Vorschlag nur dann aufgeben, wenn man die eigenen ursprünglichen Bedürfnisse vergißt, das eigene Gewissen verrät.

Wenn wir wirklich den christlichen Vorschlag verifizieren, befinden wir uns hingegen auf den Spuren einer endgültigen und einzigartigen Lösung; menschliche Solidarität und Liebe sind ihr Vorgesmack.

Wir sind also aufgerufen, bis zum Ende zu folgen, weil uns der Vorschlag bis zum Ende gemacht wird, bis zum allerletzten Augenblick. „Wie oft sollen wir vergeben? Siebenmal? – so fragte ein Apostel im Evangelium. Jesus sagte zu ihm: Nicht siebenmal, sondern siebenundsiebzigmal“ (Mt 18,21f).

Würden wir, auch ohne etwas zu sehen, den Weg weitergehen,

so würden wir in diesem Nachfolgen doch gerettet, genauso wie der, der schon gesehen und (mit Händen) angefaßt hat. Daher gibt es eine unvorhersehbare Einheit zwischen dem, der wahrhaft sucht und dem, der schon gefunden hat.

Die ursprüngliche Haltung des Menschen, der weiß, daß er sich nicht selbst geschaffen hat, besteht in der Suche nach den eigenen Ursprüngen und nach der eigenen Bestimmung. Aus diesem Grund spürt man – selbst wenn man noch nicht an dem Punkt angelangt ist, etwas *entdeckt* zu haben –, daß es für das eigene Leben lohnend und notwendig ist, mit der Verifizierung des Vorschlages fortzufahren. „Wenn wir von dir weggehen, zu wem sollen wir gehen?“ (vgl. Joh 6,68) „Es lohnt sich für euch“ (vgl. Joh 16,7): dies kann man mit dem Evangelium wiederholen.

Die Notwendigkeit einer Verifizierung ist die Bedingung für eine vernünftige Zustimmung. Eine unbegründete Zustimmung baut nie etwas auf, und die religiöse Zustimmung kann nicht auf Unvernünftigkeit gründen. Den ersten Christen wurde gesagt: „Wisset die Gründe eurer Hoffnung zu nennen“ (vgl. 1 Petr 3,15), und der heilige Paulus sagte den Thessalonikern: „Prüft alles, und behaltet das Gute“ (1 Thess 5,21).

#### *Verifizierung und Glaube*

Die Verifizierung findet immer anhand der eigenen Vergangenheit statt: nach einiger Zeit der Nachfolge bemerken wir, daß wir uns verändert haben, daß uns mehr gegeben worden ist. Das Wunder, uns selbst als verändert zu sehen, entspricht dem Satz des Evangeliums: „... ihr werdet schon auf Erden das Hundertfache empfangen“ (vgl. Mk 10,30); dieses Wunder ist ein Urteil über die eigene vorangegangene Erfahrung und schlägt unmittelbar wieder vor, für die Zukunft eine Entscheidung zu treffen. Da Gott treuer ist als wir selbst, wird er uns sicherlich weiterhin die Erfahrung des Hundertfachen auf Erden machen lassen.

Wenn dann aber die Veränderung, die sich ereignet hat und die wir in uns feststellen, zum „Grund“ für unsere Logik wird und das Motiv der Glaubwürdigkeit des Vorschlages ausmacht, so hat sie doch nicht die Kraft, uns angesichts dessen, was vor uns steht, existentiell aufrechtzuhalten: Allein eine dem Glauben entspringende Anschauung kann in der Tat wirklich tragender Grund der Perspektive für die eigene Person sein. Die Verifizierung bestätigt die Vernünftigkeit des Glaubens bezüglich der Vergangenheit und läßt

das Bewußtsein des Risikos bezüglich der Haltung bestehen, die wir angesichts von Gegenwart und Zukunft einnehmen.

Der Glaube wird nur dann eine wirkliche Stütze sein, wenn er klares Bewußtsein des Fundamentes dessen ist, was wir erstreben. Der Glaube bejaht eine Gegenwart, die einen gewiß nicht vollkommen zufriedenstellt. Ziel unseres Einsatzes ist nämlich eine vollkommene Zufriedenstellung, die in der Zukunft kommen wird. Der Glaube zeigt uns aber, wie sehr das, was kommen wird, als Offenbarung, als Befriedigung in ontologischer Weise schon ganz in unserem Leben gegenwärtig ist.

Die Verwirrung und die Einsamkeit betreffen lediglich die Ebene des Geschmacks, nicht aber die der Anerkennung und der Anschauung. Denn die Macht, die das Heute geschaffen hat mit seiner Sehnsucht nach Befriedigung, mit seinem Streben, ist dieselbe Macht, dank derer die zukünftige Fülle kommen wird.

Alleine die Macht Gottes versichert uns der Gegenwart dessen, was wir erstreben.

Und damit diese Ebenen der mangelnden Befriedigung einerseits und die der ontologischen Gegenwart dieser zufriedenstellenden Macht andererseits nicht in Gegensatz zueinander stehen, sondern zu einer angemessenen Haltung unseres Geistes beitragen, müssen wir unsere eigene Freiheit einsetzen. Dies ist notwendig, damit wir bemerken, wie die christliche Wirklichkeit und unsere Menschlichkeit miteinander zusammenhängen. Auf diesen Zusammenhang weist das Wort *Zeichen* hin. Dieses Wort rüttelt auf, weil die Gegenwart des Transzendenten mittels des Zeichens das Fleisch berührt.

Das Zeichen aber, oder das Wunder, kann auch unbemerkt bleiben; man kann vermeiden, es zu bemerken, indem man es nur flüchtig wahrnimmt. Dann verliert selbst das Wunder seine Bedeutung.

Der Freiheit des Menschen kommt es zu, sich vom Wunder aufrütteln zu lassen und auf dieses Wort, mit dem Gott uns aus unserer Zerstreung heraus sammelt, zu hören.

Die Gewißheit eines immer erfahrbaren Zeichens stützt das Leben durch die Beständigkeit einer Perspektive für die Zukunft: In dieser Welt des lebendigen Gottes steht das Wunder stets vor der Tür.

Das christliche Leben *ist* die Suche nach einem Wunder, das zur Geschichte, zur Verkündigung des Guten in uns und um uns herum wird.

### *Eine neue Menschheit*

Die Verifizierung des christlichen Vorschlags muß – im Glauben – das Unterpfand der vollkommenen Befriedigung bereits in sich tragen, die in die Gegenwart wie ein Same hineingelegt ist.

Wenn die Verifizierung in sich nicht die Erfahrung dieser Vorewegnahme der Fülle, dieses „Schon“ der Zukunft, trägt, dann handelt es sich nicht um eine wirkliche Zustimmung gegenüber dem Vorschlag, dem man gefolgt ist. Die christliche Liturgie spricht von einem „Unterpfand unsterblichen Lebens“ (Meßbuch – *Missale Romanum* –, Fastenzeit, Mittwoch der zweiten Woche, Schlußgebet), vom Besitz der „Erstlingsgaben des Geistes“ (Ambrosianische Liturgie, Advent, Samstag der IV. Woche, Präfation); sie spricht von der anfänglichen Erfahrung, daß wir in Christus alles besitzen. Dabei definiert der Ausdruck „in Christus“ eine neue Natur: *ich in Christus*.

Die Macht des Geistes kann bewirken, daß die Zuneigung zu dem Gott, der Fleisch und Blut geworden ist, Wirklichkeit für uns wird – eine Zuneigung zu den anderen und zur Welt, die fähig ist, wahrhaft etwas hervorzubringen, fähig zu authentischer Fruchtbarkeit im Leben.

Das Gesetz des Lebens besteht nicht darin, dies oder jenes zu haben, sondern darin, zu lieben; in der Tat ist es gerade die Liebe, die die Welt hervorgebracht hat und die die Geschichte mit ihrer Bedeutung schafft.

Die Zuneigung zu den anderen; den Brüdern, ist bereits jene Fruchtbarkeit, zu der unser Leben durch die Zuneigung Christi zu uns und durch unsere Zuneigung zu Christus befähigt wird. Des-

halb äußert sich diese Zeugungskraft darin, daß sie eine neue Menschheit, ein neues Volk hervorbringt.

Dann gilt die Zuneigung zu den Brüdern nicht einem abstrakten Individuum, das Gefahr läuft, kein Angesicht mehr für uns zu haben außer der vorläufigen Maske, die sich unsere Vorstellungskraft im Dienste unseres Instinktes gebildet hat. Objekt dieser Zuneigung ist hingegen eine neue Menschheit, eine neue geschichtliche Wirklichkeit.

#### *In allernächster Nähe*

Eine solche Frucht ist ganz konkret und besteht aus all dem, woraus der Mensch gemacht ist. Sie bliebe wie ein vager Traum, wie ein elastisches Ziel, das sich stets wieder dem Versuch unseres Zugriff entzieht, wenn wir uns nicht ein anderes Gesetz des göttlichen Planes in der Geschichte vergegenwärtigen würden: Diese neue Menschheit, diese neue geschichtliche Wirklichkeit beginnt in einem eng umgrenzten Raum, also in der Beziehung zu dem, was uns am nächsten liegt.

Wenn die Neuheit, deren Fruchtbarkeit unser Sein in sich verspürt, nicht fähig wäre, sich in den Beziehungen zu dem, was uns am nächsten liegt, fortzupflanzen, dann würden die bloße Sehnsucht nach einer neuen Menschheit oder auch der Kampf für diese schließlich auf etwas hinzielen, das vage jenseits der Wolken liegt. Dabei würden sich Objekt und Wirksamkeit unseres Handelns wie der Rauch im Wind verlieren.

Daher hat Gott ein Volk erwählt, das unter allen anderen sein *Nächstes* sein sollte. Mit ihm geht er einen Bund ein, für dieses Volk wird er Gegenwart, mit ihm läßt er sich in unmittelbarer Weise ein. Eben im Bund mit diesem Volk beginnt diese „Neuheit“, in der Welt gezeugt zu werden und sich zu offenbaren. Auf gleiche Weise hat Gott gezeigt, daß er die Welt neu erschaffen will, indem er Jerusalem erschaffen hat.

Später wird dann in der Geschichte das machtvolle Geschlecht auftreten, Christus wird auftreten, der fähig ist, diesen Dingen ihre wirkliche Bedeutung zu geben. Dann wird uns nochmals gezeigt werden, wie wichtig es ist, sich auf seinen Nächsten einzulassen. Er beginnt mit einer kleinen Gruppe von Aposteln. Auch später wird sich seine Gegenwart immer durch das Gesetz der allernächsten Nähe in den christlichen Urgemeinden ausbreiten. Die Kirche bliebe in der Welt nämlich eine Abstraktion, wenn sie nicht Gestalt angenommen hätte in der Gemeinschaft von Antiochia, in der

Gemeinschaft von Jerusalem, der Gemeinschaft von Athen, der Gemeinschaft von Thessalonich, der Gemeinschaft von Korinth, der Gemeinschaft von Ephesus.

In derselben Weise wäre also das Empfinden, das wir für die Bedeutung des Lebens haben, vollkommen nutzlos, wenn es uns nicht zumindest in anfänglicher Weise dazu befähigen würde – als Unterpfand ewigen Lebens –, das Stück neue Welt dort hervorbringen, wo Gott uns hingerufen hat. Jede prinzipielle oder praxisbezogene Behauptung wird unter dem Gesichtspunkt von Theorie und Durchführung unmittelbar zur Ideologie – oder vom Standpunkt des Herzens aus betrachtet zur Illusion, wenn sie nicht eine neue gelebte Wirklichkeit in der allernächsten Nähe hervorbringt, in die Gott mich hineingestellt hat.

Die wirkliche Nähe ist jedenfalls nicht alleine die der Personen, die in unserer Nähe leben, sondern die Nähe derer, die *mit* uns gerufen sind. Dieses „mit uns“ muß dabei mit größtmöglicher Konkretheit definiert werden. Das Gesetz der allernächsten Nähe in der Berufung ist wesentlich, damit der Wert der Zuneigung nicht verfälscht wird. Die neue Menschheit, die Christus mit seiner Auferstehung begonnen hat, besteht darin, daß er uns als Brüder, als „Nächste“ zusammengestellt hat; sie liegt in diesem Band, das er hervorgebracht hat und das uns in tieferer Weise geeint hat als Fleisch und Blut – „jene, die nicht aus dem Blut, nicht aus dem Fleisch, sondern aus Gott geboren sind“ (vgl. Joh: 1,13).

Alleine die Zuneigung, die aus dem Bewußtsein dieses Bandes entsteht, kann eine neue menschliche Wirklichkeit unter uns hervorbringen, die wie das Licht auf dem Leuchter und wie das Salz der Erde ist.

#### *Eine geheimnisvolle Einheit*

Die Beziehung der Einheit in Christus und mit Christus ist, wenn auch nicht stets notwendigerweise ausdrückliche Freude, so doch stets Frieden. Dies bestätigt Paulus den Christen von Kolossä: „In eurem Herzen herrsche der Friede Christi; denn in ihm seid ihr berufen, als Glieder den einen Leib zu bilden; und seid dankbar“ (vgl. Kol 3,15).

Der heilige Paulus identifiziert diesen Frieden, den Frieden der Zuneigung zu Christus, mit der Berufung zur Einheit unter uns: „Gott sammelt das zerstreute Volk“ (vgl. Jer 31,10); „Jetzt aber seid ihr, die ihr einst in der Ferne ward, durch das Blut des Lammes in die Nähe gekommen“ (vgl. Eph 2,13).

Aber eben jener „eine Leib“, den zu bilden wir berufen sind, wäre eine ideologische Entität, wenn sie sich nicht in der allernächsten Nähe derer verwirklichen würde, mit denen gemeinsam uns Gott zusammengerufen hat.

Es ist anzumerken, daß die soeben zitierte Stelle des heiligen Paulus mit folgendem Vers abschließt: „... und seid dankbar“. Diese wunderbare Aufforderung kann nicht der Wirklichkeit entsprechen, wenn man nicht vom Bewußtsein einer geschaffenen Einheit ausgeht, vom Bewußtsein einer neuen Menschlichkeit: In der Tat ist das Zeichen, das in erschöpfender Weise die Macht Christi, die Gegenwart Christi belegt, unsere Einheit. Er wäre nicht Gott, wenn er nicht fähig wäre, unter uns Einheit zu stiften, er wäre nicht Gott, wenn er nicht fähig wäre, in dieser neuen Einheit das gespaltene, zerstörte Menschenwesen neu zu erschaffen: Die Gottsmutter begann, das Magnificat zu singen, als sie sah, daß sich in Elisabeth dasselbe Wunder zugetragen hatte wie in ihr selbst. Das Magnificat entsprang dem Bewußtsein, daß sie beide innerhalb desselben Planes zusammengerufen worden waren.

In diesem Sinne ist das Wunder der Einheit ein berührbares Phänomen, das die Macht Gottes erweist.

Die Zuneigung zu Christus bringt eine Weggemeinschaft hervor: die Menschheit lebt in der Tat als Weggemeinschaft. Die Weggemeinschaft ist das phänomenologisch angemessenste Gesicht einer Menschheit. In der Weggemeinschaft wird die Erstlingsfrucht einer Beziehung aufgezeigt, die den Menschen vollendet und vollkommen verwirklicht.

Aber das Kriterium dieses neuen Menschengeschlechts, das Kriterium dieser unserer Einheit besteht nicht in einer Bewertung im Sinne einer „Rechnung, die aufgehen sollte“. Für das Geschlecht des Gottes Jakobs ist das „Aufgehen der Rechnung“ keinesfalls das Kriterium für die Beurteilung von Weisheit und Intelligenz: Es ist nicht das entscheidende Kriterium, ob die Dinge uns klar erscheinen, ob sie unserer Einsichtsfähigkeit und unserem Verlangen entsprechen, uns zum Ausdruck zu bringen.

Das Kriterium der Weisheit dieser neuen Menschheit ist das verborgene Licht des Geheimnisses, das Sich-Anvertrauen an das Geheimnis.

Was aber wirklich die schöpferischen Möglichkeiten in uns verneint, das ist die Anmaßung unserer Instinktivität, die zufriedengestellt werden will, oder die Anmaßung unserer Intelligenz, die selbst die Form der Dinge diktieren möchte. Instinktivität und Intelligenz bringen wahre Frucht hervor, wenn sie als Instrumente einer anderen Weisheit, eines anderen Kriteriums, als Instrumente

des Glaubens gebraucht werden. Es ist überhaupt keine Ungerechtigkeit, daß unsere Instinktivität und unser Verlangen danach, uns zum Ausdruck zu bringen, nicht auf allen Ebenen zufriedengestellt werden; denn all dies dient einem Weg, den Gott vorzeichnet und festlegt.

Die Gerechtigkeit ist der Glaube, also allein die Anerkennung des Weges Gottes und sonst nichts. Der Anspruch unserer Intelligenz und unserer unbefriedigten Instinktivität hingegen zerstört statt aufzubauen.

Das Bild einer Macht, die automatisch den Menschen überwältigt und dabei von der Initiative seiner Freiheit absieht, widerspricht der Auffassung vom christlichen Gott. In der Tat kann kein von anderen vollzogener Gestus unseren freien Gestus ersetzen. Dies ist der Gegensatz zwischen Christus und den Pharisäern. Schriftgelehrte und Pharisäer erwarteten die Rettung gleichsam als Blitz und Donner, die aus den Wolken des Himmels herniederfahren. Eben weil die Macht Gottes so unermeßlich viel größer als die Kraft des Menschen ist, erwarteten sie ein irgendwie unwiderstehliches Phänomen.

Dies geschieht auch heute wieder in der Mentalität aller; denn die Kultur der Welt ist – auch in ihren ausgefeiltesten Raffinessen – nichts anderes als ein Verstärker, der der Instinktivität und der Parteilichkeit des Menschen eine kräftigere Stimme verleiht, damit sie sich noch mehr durchsetzen kann.

Wir hätten gerne einen Gestus, der auf Bestellung und nach unserem Maß vollbracht würde, der all unsere Sehnsüchte zufriedienstellt; wir hätten also gerne einen Gott, der wir selbst wären. Sie sagten ihm das sogar noch unter dem Kreuz: Na, wenn du Gott bist, dann steig herab, damit wir dir glauben. Wenn sich aber auch ein Wunder auf Bestellung ereignete, so würde uns Gott unmittelbar danach wieder dazu aufrufen, einen freien Gestus zu vollziehen, und wir stünden wieder am Anfang.

Jeder von uns hat in seinem Leben eine Geschichte von Wundern erfahren, von unverhüllten, klaren Ereignissen, eine Geschichte, im Laufe derer wir immer wieder die Vorahnung der Vollendung wahrnehmen durften. Es kann aber nicht das ganze Leben automatisch in den Diamanten außergewöhnlicher Augenblicke bestehen. Für jeden hat es jedoch eine hinreichende Geschichte von Anrufen gegeben, so daß der Mensch nur vernünftig sein kann, wenn er innerhalb der Geschichte dieser Anrufe nach der Bedeutung seiner selbst sucht. „Ich habe unter ihnen viele Wunder gewirkt, damit die Schrift sich erfülle: sie haben mich ohne Grund verurteilt“ (vgl. Joh 15,25).

*Unser Kampf und die Ehre Gottes*

Das Bild des Kampfes ist grundlegend für die ganze biblische Geschichte. Auch Christus sagte: Ich bin nicht gekommen, die Waffenruhe zu bringen, sondern den Krieg. Ich bin nicht gekommen, um die Mühe, die Arbeit abzuschaffen. In diesem Kampf geht es darum, ob man sich selbst oder Gott bejaht, darum, ob man die Bedeutung der Wirklichkeit mit dem Geheimnis oder mit den eigenen Gedanken gleichsetzt. Der Kampf tobt um eine Veränderung unserer selbst, um eine Bekehrung. Diese Bekehrung wird zwangsläufig das Maß, das wir unmittelbar selbst anlegen würden, brechen und sich ihm widersetzen – auch wenn es in irgendeiner Weise in der Bekehrung enthalten ist; und eben dieses Maß muß vom Wort Gottes, vom Leben der Kirche angefochten werden. Dies ist die Arbeit und dieser Arbeit ist der Frieden verheißen worden, so wie der Psalm sagt: „Großer Friede blühe auf in seinen Tagen ...“ „Der Herr rettet das Leben der Armen“ (vgl. Ps 72, 7.13). Und das Wort Gottes ist, wenn man es Leben werden läßt, und nicht bloß intentionales Zeichen, das angemessene Instrument für die Erziehung, also für die Befreiung.

Der Anfang des Heils, das Anzeichen des gegenwärtigen Gottes, die Rückwirkung des Geistes in uns, ist zuallererst der Sinn für unsere Schwäche und Armut. An den Sünden und Grenzen, oder am Schmerz Anstoß zu nehmen – das ist die große Unvernünftigkeit von uns Menschen; denn durch Sünden, Grenzen und Schmerz hindurch können wir Menschen wahrnehmen, daß wir gar nichts sind.

√ Die Sünde und der Schmerz sind der normale Weg, auf dem man zu einer solchen Wahrheit gelangt. Theoretisch ist er wie ein „behelfsmäßiger“ Weg. Der Königsweg, der direkteste Weg müßte die durchsichtige Klarheit sein, mit der das von der Vernunft getragene Bewußtsein die Bedingtheit der Dinge wahrnimmt, also einfach: die Dinge schaffen sich nicht selbst, Gott ist alles. Es gibt vom Standpunkt der Vernunft aus gesehen keine vollkommene Evidenz als diese, und in der Tat ist der Höhepunkt oder die Seele der Vernunft die Kontemplation.

√ Tatsächlich aber ist geschichtlich und existentiell gesehen diese durchsichtige Klarheit unmöglich oder vorläufig. Der heilige Thomas hat am Anfang seines Werkes „Contra Gentes“ gesagt, daß die menschliche Vernunft die Existenz Gottes zwar wahrnehmen könne, aber nur in wenigen Fällen, nach großer Arbeit und nicht ohne die Beimischung schwerwiegender Irrtümer (vgl. Thomas von Aquin, *Summa Theologica* I, q. 1 art. 1).

Um dem Menschen zu verstehen zu geben, daß er eines ande-

ren bedarf, hat der Herr in Wirklichkeit als normales Instrument die Sünde und den Schmerz benutzt: Der Mensch ist arm. Höchster Ausdruck dieser Wahrheit ist der Tod. Und der Gebrauch eines solchen Instrumentes ist ein außergewöhnliches Paradoxon.

Es ist daher ein Zeichen der Kleinmütigkeit, die wir normalerweise in uns beherbergen, daß wir das pädagogische Werkzeug, das uns zur Wahrheit führt, zum Stein des Anstoßes für uns selbst werden lassen. )

Dieser Anstoß nimmt zum Beispiel Gestalt an, wenn wir sagen, daß die Sünde keine Sünde sei. Wir wollen keine Niederlage erleiden. Eben dies ist aber Teil der „Welt“, von der das Evangelium spricht: auf der einen Seite bewirkt sie, daß wir großen Anstoß nehmen, daß wir niedergeschlagen und verzweifelt sind, nachdem wir das Böse getan haben, das uns so anziehend erschien; auf der anderen Seite drängt sie uns, die Tatsache, daß es böse war, wegzuleugnen. Unser Zeitalter ist voller Theorien und Ideologien, die alles erklären: es gibt keine Geheimnisse mehr, alles ist gut, alles erklärbar. Es bleibt aber – oder besser: müßte bleiben – die Wahrnehmung eines Ungenügens: „Das, was ich bin, ist unermesslich viel größer als das, was ich weiß“, sagt der französische Philosoph Paul Ricoeur (Paul Ricoeur, *Gabriel Marcel et Karl Jaspers*, Editions du Temps Présent, Paris 1947, S. 49). „Nichts ist so rückständig, wie ein Humanismus, der vorgibt, alles über den Menschen zu wissen“, sagt Borne (vgl. auch: Etienne Borne, *Gott ist nicht tot*, Graz/Wien/Köln 1965, S. 46-55).

Ein derartiges Bewußtsein des Ungenügens wird durch das Phänomen der Sünde und des Schmerzes angeregt.

Die Bibel rät uns: „Leg den Mantel der göttlichen Gerechtigkeit an“ (Bar 5,2). Die Gerechtigkeit ist der wirkliche Plan, der die Dinge zur Vollendung bringt, der zu Ende führen wird, was begonnen hat.

Und weiter: „Setz dir die Krone der Herrlichkeit des Ewigen aufs Haupt! Denn Gott will deinen Glanz dem ganzen Erdkreis unter dem Himmel zeigen“ (Bar 5,2-3). In unserer Existenz wie auch in der gesamten Geschichte ist die Auferstehung Christi siegreich, und es ereignet sich die Befreiung. Nur auf eine Art kann man den Sieg aufhalten, ihn nicht zur Vollendung gelangen lassen: in der niederträchtigen Zerstreung, in der wir leben, oder in der großen Vergessenheit und bössartigen Rebellion, die wir uns erlauben.

Die Bibel wendet sich an unsere Wirklichkeit als Menschen: „Du wirst Jerusalem genannt werden“ (vgl. Bar 5,4). Jerusalem ist eben die große menschliche Wirklichkeit, die Christus als den Auf-

erstandenen anerkennt und daraus lebt; es ist die gelebte Kirche, denn unsere persönliche Befreiung liegt in dieser Einheit; genau diese Einheit verwirklicht sich innerhalb unserer Persönlichkeit. Mir kommt in diesem Zusammenhang der Prophet Baruch in den Sinn: „Gott gibt dir für immer den Namen: Friede in der Gerechtigkeit und Herrlichkeit des Erbarmens“ (vgl. Bar 5,4). Die Gerechtigkeit ist die Wahrheit des Planes Gottes über die Dinge; der Friede liegt darin, gemäß diesem Plan zu leben. Weil aber die Existenz eine Geschichte ist, besteht der Friede im Streben danach, gemäß diesem Plan zu leben; danach zu streben, auch wenn das die Sünde und den Schmerz nicht beseitigt. „... und Herrlichkeit des Erbarmens.“ Das Bewußtsein der Abhängigkeit von dem, was uns Bestand verleiht, das Bewußtsein der Tatsache, daß uns ein anderer – in dem das Wesen des „Erbarmens“ liegt – Bestand verleiht, macht unser Leben „herrlich“. Im biblischen Sprachgebrauch ist die Herrlichkeit die Fülle; sie ist das Glück, das bereits erfahrbare Ereignis, also Erstlingsfrucht des Geistes geworden ist. Auf diese Weise bewahrheitet sich das Versprechen des gestorbenen und auf-erstandenen Christus, die wahre Verheißung an Abraham; das Paradies hat schon angefangen, und zwar in uns wie auch unter uns. Das Erbarmen zu leben heißt, eine verwandelte Menschlichkeit zum Vorschein zu bringen: Eine Menschlichkeit, die verwandelt ist durch das Bewußtsein der Wahrheit, durch die Anerkennung dessen, was ihr Bestand verleiht; verwandelt durch eine Armut also, die lediglich Verzweiflung wäre, wenn sich nicht die Erfahrung von dem ereignen würde, das uns erfüllt und reich macht.

#### *Eine Frage der Methode*

Das Leben ist eine Aufgabe.

Wenn wir uns diese Aussage in unserem Leben vor Augen halten würden, würden sich eine Unzahl von Schwierigkeiten lösen oder vereinfachen.

Diese Aufgabe besteht letztlich in der vollendeten und totalen Verwirklichung des Planes, den Gott mit uns hat. Er spiegelt sich in unserer Existenz als Glück, Vollendung und Befriedigung wider.

Es gibt allerdings ein methodisches Problem, das man nicht ausklammern darf. Wir sind für die Wahrheit geschaffen. Um aber zu ihr zu gelangen, ist es von grundlegender Bedeutung, sich auf den richtigen Weg zu begeben. Anzukommen ist dann eine Frage der Zeit. Die Ungeduld ist die größte Dummheit, weil sie uns verleitet, den richtigen Weg zu verlassen, um versuchsweise andere Wege zu erproben. Dies führt zumindest dazu, daß wir Zeit verlieren.

Bei unserem Versuch, in der Wahrheit zu wandeln und uns daher in die richtige Haltung angesichts der Lebensaufgabe zu begeben, besteht die Methode im folgenden: Das praktische Leben wird sich ändern, wenn wir die Prinzipien in ernsthafter und existentiell lebendiger Weise bejahen, wenn unsere Existenz ihrer teilhaftig ist. Die Versuchung besteht darin, das Gegenteil zu behaupten, denn es scheint, daß die Bejahung der Prinzipien etwas Abstraktes sei. In Wirklichkeit sind die Prinzipien, die Grundwerte, der Weg. Und man kann nicht das Risiko eingehen, sich im Namen von etwas angeblich „Konkretem“ zu verlaufen. In der Tat



ist es unmöglich, bestimmte Dinge ernsthaft zu wiederholen, das heißt mit unserem ganzen Sein bestimmte Prinzipien zu bejahen, ohne daß sich das Leben in irgendeiner Weise verändert. Das Prinzip ist die Wahrnehmung und die Anerkennung des Göttlichen; wenn all dies sich entfaltet, so wird das, was wir sind, schließlich dadurch verwandelt werden – dem was wir sind zum Trotz. Das Problem liegt in der Zeit: die heilige Schrift sagt: „... in eurer Geduld werdet ihr das Leben besitzen“ (vgl. Lk 21,19). Es ist daher eine Frage der Geduld. Vorausschauend kann man sagen, daß man sich unvermeidlich in irgendeiner Weise verändern wird, wenn man mit Beständigkeit die Prinzipien ernsthaft in ihrem Wert bejaht.

Die Haltung der „Welt“ lügt genau an diesem Punkt: Sie behauptet, das Ergebnis der eigenen ethischen Anstrengungen müsse meßbar sein. Das Leben ändert sich nicht, indem man sagt: „Jetzt verändere ich mein Leben“. Eine solche Haltung kann zu Erbitterung und Verzweiflung führen. Die Perfektion besteht normalerweise nicht in bestimmten automatisch erlangten Ergebnissen. Das Wohlergehen des Menschen und das Glück entstehen nicht auf mechanische Weise; sie sind nicht Folge bestimmter Ergebnisse.

Die Kriterien der Wahrheit zu erfassen ist hingegen die einfachste Sache der Welt, so einfach, wie es für den Sohn ist, seine Mutter anzuerkennen. Wenn wir uns nicht vollkommen und willentlich von der Lüge haben verderben lassen, kann nichts verhindern, daß die Wahrheit tröstend in unsere Existenz eindringt, sei es auch durch Schatten hindurch, wenn wir uns ganz daraufhin öffnen, sie zu suchen.

Notwendigerweise muß der Gestus, mit dem wir die Prinzipien wiederholen, wahrhaft sein. Dieser Gestus selbst darf nicht zur Lüge, d.h. zum Formalismus werden. Dann können wir gewiß sein, daß die Zeit uns rettet, weil sie Instrument Gottes ist. Sie gehört nicht uns, wie auch die Rettung nicht aus unserer Tüchtigkeit erwächst, sondern aus der Objektivität der Gnade.

Nichts ist realistischer als die treue und beharrliche Bejahung des rechten Prinzips; die Zeit wird die Veränderung hervorbringen. Und die eingetretene Veränderung wird ausreichendes Zeugnis des Wunders sein, das Gott in uns vollzieht. Noch einmal ist dann das Ergebnis nicht die Bejahung unseres Maßes, sondern die Bejahung der wahren Bedeutung.

Das ist die Dramatik und das Pathos des menschlichen Lebens.

Die Wahrheit des Lebens ist das Maß Gottes: unser eigenes Maß müssen wir mit der Wurzel ausreißen. Die Veränderung voll-

zieht sich mit der Zeit und in der Treue, mit der die Werte bejaht werden, also in der Treue einer „Nachfolge“. Diese Veränderung dient nicht dazu, unser eigenes Maß zu erfüllen, sondern dazu, das sich ereignende Wunder zu bekräftigen. Die Vollendung ist eine Gnade, die man jedesmal „am Ende“ entdeckt. Die Lüge könnte auch in dem wohnen, der, weil er bemerkt, verändert zu sein, sagen mag: „...endlich!“

Wer die Hartnäckigkeit in der Wiederholung einmal, wenn auch nur ein wenig, ausprobiert hat, weiß, welche Abtötung sie bedeutet. Paradox ist dabei, daß diese Anerkennung der Wahrheit eine Einheit im Ich, in der Person hervorbringt – dem, was wir sind, zum Trotz. Die Einheit des Ich ist in der Tat durch die Anerkennung des zusammenfassenden Prinzips gegeben. Dies gilt, obwohl wir in unserer Unvollkommenheit ganz „aufgelöst sind“, was die Zeit fortwährend zu Tage bringt. Wir erreichen die Totalität nicht. Die umfassende Bedeutung wird aber durch die Dynamik dieser Annäherung angezeigt, auch wenn diese sich nur annäherungsweise vollzieht; und man kann nicht umhin, diese Bedeutung zu erfassen, nur weil man sie noch nicht in „vollkommener“ Weise erlangt hat.

Der Weg des Herrn ist einfach wie der Weg des Johannes und des Andreas, des Simon und des Philippus. Sie sind Christus nachgegangen: aus Neugier und aus Sehnsucht. Im Grunde gibt es keinen anderen Weg als diese sehnsuchtsvolle Neugier, hervorgerufen durch die Vorahnung des Wahren.